

1817



Jahrhundertfeier
der Senckenbergischen
Naturforschenden
Gesellschaft
zu Frankfurt a. M.

22. November

1917

Festordnung

„Sie guet Brandenburg allewege“

Fanfarenmarsch von Henrion, Garnisonkapelle

„Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“

Strophe 1. Satz von Ph. Wolfrum. Text von Joachim Neander, vorgelesen vom Sängerkor des Lehrervereins

Eröffnung der Festfeier durch den ersten Direktor der Gesellschaft Professor Dr. Knoblauch

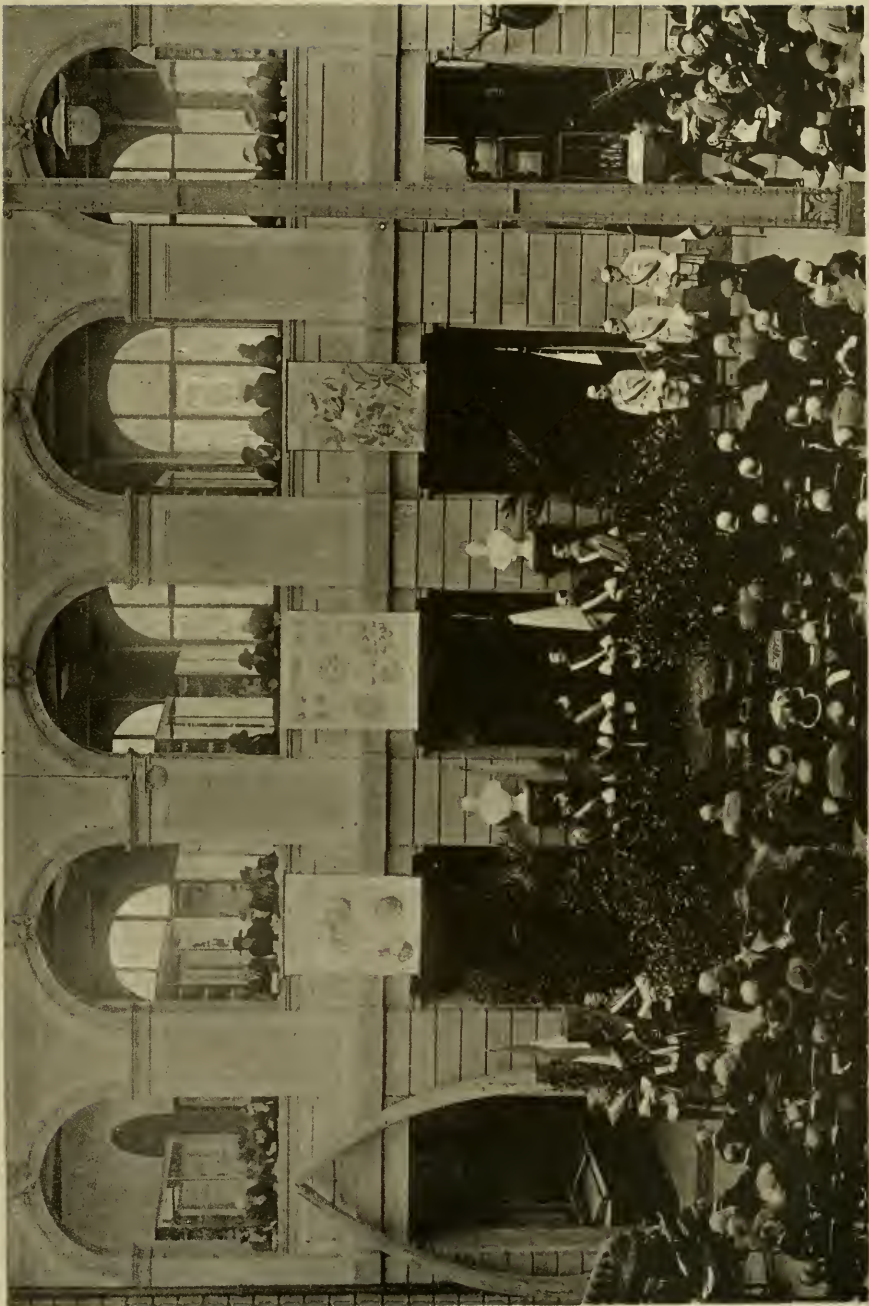
Festrede des Direktors des Museums Professor Dr. zur Straßten: „Krieg und Kriegsmoral im Lichte der Biologie“

Ansprache Seiner Excellenz des Königlichen Staatsministers und Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten Herrn Dr. Schmidt, Berlin, als Vertreters Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Ansprache Seiner Magnificenz des Rektors der Groß-Ludwigs-Universität Herrn Prof. Dr. Gisevius, Gießen, als Vertreters Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs von Hessen, zugleich für die Universitäten Gießen, Heidelberg, Marburg und die Technische Hochschule Darmstadt

	Begrüßung der Gesellschaft durch Behörden, gelehrte Körper- schaften, Museen, Institute, Vereine und Schulen	
	Für den Magistrat der Stadt Frankfurt a. M.: Herr Oberbürgermeister Voigt	
	Für die Königliche Universität Frankfurt a. M.: Seine Magnifizenz der Rektor Herr Beh. Medizinalrat Prof. Dr. Bethe	
	Für die Naturwissenschaftliche Fakultät der Königlichen Universität Frankfurt a. M.: Der Dekan Herr Beh. Regierungsrat Prof. Dr. Möbius	
	Für die Medizinische Fakultät der Groß- herzogl. Ludwigs-Universität Gießen: Der Dekan Herr Prof. Dr. Opiß	
	Als Mitglied des Reichstags: Herr Dr. Quarch	
	Für die Mitglieder des Preussischen Ab- geordnetenhauses: Herr Defer	
	Für die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften: Herr Beh. Regierungs- rat Prof. Dr. Rubens, Berlin	

	Für die deutschen, k. k. österreichischen und k. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine: Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Salomon, Heidelberg, Herr Prof. Dr. Ubel, Wien, und Herr Dr. Baron von Nopcsa, Budapest	
	Für die naturhistorischen Museen: Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Fresenius-Wiesbaden	
	Für die naturwissenschaftlichen Vereine Frankfurts und die übrigen hiesigen Körperschaften und Institute: Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Roediger, Vorsitzender der Administration der Dr. Senckenbergischen Stiftung	
	Für die Frankfurter Schulen und Lehrervereine: Herr Direktor Dr. Horn, Obmann der Frankfurter Direktoren-Vereinigung	
	Überreichung der Jubiläumsgabe der Mitglieder: Herr Geh. Regierungsrat Dr. von Weinberg	
	Dank des ersten Direktors und Verkündung der Ehrungen durch die Gesellschaft	
	„Eintracht und Liebe“ von Fried. Ferd. Flemming nach dem „Integer vitae“, vorgetragen vom Sängerkhor des Lehrervereins	



Akademische Feier

Akademische Feier

Der geräumige glasüberdachte Lichthof des Museums, in dem sonst neben den fossilen Resten der Urweltriesen, den Skeletten von Giraffe, Okapi u. a. Elefant, Nashorn und Flußpferd in prachtvollen Schaustücken aufgestellt sind, ist in einfacher, würdiger Weise in einen schmucken Festsaal umgewandelt. Nur die Riesenskelette des Diplodokus und Iguanodon überragen gewaltig die stattliche Menge der Festteilnehmer und ihrer Damen, mit denen sich von 10 Uhr ab der Lichthof allmählich füllt. Auch sämtliche Fenster des Hauptgeschosses sind bald dicht besetzt. Vor der durch Teppiche und Pflanzengrün abgeschlossenen Geologischen Schausammlung an der Nordseite des Lichthofes, deren beide Mittelpfeiler die Büsten des Kaisers und der Kaiserin zieren, sind auf einer mit Blattpflanzen und blühenden Blumen geschmückten Bühne zwei Rednerpulte errichtet. Im Hintergrund und zu beiden Seiten der Bühne haben die Chargierten der sechs farbentragenden Korporationen der Königlichen Universität mit ihren Fahnen Aufstellung genommen, fast alle die Brust mit dem Eisernen Kreuz geschmückt. Die auffällig große Zahl feldgrauer Uniformen aller Waffen und Dienstgrade gemahnt eindringlich an die große Zeit des Krieges, in welche die Jahrhundertfeier der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft fällt.

Von den Fensterbrüstungen des Hauptgeschosses hängen drei mächtige Wandtafeln herab, die zur Erläuterung des Festvortrags dienen sollen, Einsiedlerkrebs und Seerose, koloniebildende Protozoen und die „Teufelsblume“ darstellend. Zur linken Seite der Rednerbühne steht, von Efeu umrankt, auf einer hohen Staffelei das verhüllte Bild des I. Direktors.

In der Bibliothek des Hauptgeschosses haben 20 Mann der Garnisonkapelle, im Treppenhaus hat der Sängerkhor des Lehrervereins in der Stärke von 60 Sängern Aufstellung genommen.

Eine Anzahl Jungmannen des Wöhler-Realgymnasiums und der Musterschule versehen den Dienst als Festordner.

Die Vertreter Sr. Majestät des Kaisers und Königs und Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen und bei Rhein, Staatsminister Dr. Schmidt und Prof. Dr. Gisevius, sind bereits um 10³/₄ Uhr im Museum eingetroffen. Kurz vor dem festgesetzten Beginn der Feier fahren Ihre Königliche Hoheit Frau Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, geb. Prinzessin von Preußen, die Ihre Majestät mit Allerhöchstihrer Vertretung beauftragt haben, und Seine Hoheit Prinz Friedrich Karl von Hessen, im Automobil von Schloß Friedrichshof kommend, vor und werden von dem I. Direktor der Gesellschaft an der Schwelle des Hauses ehrerbietigst begrüßt.

Mit dem Glockenschlag 11 Uhr nimmt die Feier ihren Anfang. Während Prinz und Prinzessin mit ihrem Hofstaat, geleitet von den Mitgliedern der Direktion, durch die Reihen der Jungmannen die breite Freitreppe nach dem Lichthof herabschreiten, erschallt zur Begrüßung der Höchsten Herrschaften der eindrucksvolle Fanfarenmarsch „Hie guet Brandenburg allewege“ von Henrion. Nachdem er verklungen und Prinz und Prinzessin ihre Plätze eingenommen haben, bringt der Sängerkhor des Lehrervereins unter Leitung seines bewährten Dirigenten Walther Reinhart die erste Strophe des stimmungsvollen Chorals „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“. Satz von Ph. Wolfrum, Text von Joachim Neander, in meisterhafter Weise zum Vortrag:

„Lobe den Herren, den mächtigen
König der Ehren;
Meine geliebte Seele, das ist
mein Begehren.
Kommet zu Hauf,
Psalter und Harfe, wacht auf,
Lasset den Lobgesang hören!“

Nach Beendigung des Gesanges betritt der I. Direktor Oberstabsarzt Prof. Dr. August Knoblauch die Rednerbühne und leitet die akademische Feier mit folgender Ansprache ein:

Euer Königliche Hoheit! Euer Hoheit!

Euer Exzellenzen!

Meine Damen und Herren!

Wie wir nach gutem altem Brauche die Jahreswende im Familienkreis zu feiern pflegen, so hat sich heute die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft mit lieben und verehrten Gästen aus dem Kreise der Wissenschaft versammelt, um in dieser feierlichen Stunde die Schwelle eines Jahrhunderts zu überschreiten. Im Namen der Gesellschaft heiße ich die glänzende Versammlung willkommen, die uns die Ehre und Freude erweist, an unserer bedeutungsvollen Feier teilzunehmen. Denn eine besondere Bedeutung gewinnt der heutige Tag durch das anerkennende Interesse, das Seine Majestät unser Allergnädigster Kaiser und König und Ihre Majestät, die Erhabene Schirmherrin unserer Gesellschaft, an unserem Museum zu nehmen geruhen, und es gereicht uns zur höchsten Ehre, als Vertreterin Ihrer Majestät der Kaiserin Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Friedrich Karl von Hessen und als Vertreter Seiner Majestät des Kaisers Herrn Staatsminister Dr. Schmidt, Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen und bei Rhein den Rektor der Ludwigs-Universität Gießen Herrn Prof. Dr. Gisevius an dieser Stätte ehrerbietigst zu begrüßen.

»Studiis libertati reddita civitas«

»Den Wissenschaften die der Freiheit wiedergegebene
Bürgerschaft«

Diese schlichten Worte, die mit ehernen Buchstaben am Giebelfeld unserer Stadtbibliothek angebracht sind, sie geben uns Kunde von dem ungebrochenen Sinn des freien Frankfurter Bürgertums, nachdem es den deutschen Waffen in blutigem Ringen gelungen war, den korsischen Eroberer über den Rhein zurückzuwerfen, und ein einiges Deutschland die Fahnen und Standarten aller Bruderstämme in Frankreichs Gaue weit hineingetragen hatte.

Derselbe frohgemute, durch die feindliche Gewaltherrschaft nicht gebrochene Sinn der reichsstädtischen Bürgerschaft, der als stolzes Denkmal der Befreiungskriege am Obermaintor unsere Stadtbibliothek errichtet hat, er hat zur Hebung des Hand-

werks die Polytechnische Gesellschaft begründet und den schönen Künsten in der Stiftung Städels einen Tempel gebaut. Er hat auch unsere Naturforschende Gesellschaft ins Leben gerufen und durch sie die ehrwürdige Stiftung Johann Christian Senckenbergs zu neuer, ungeahnter Blüte gebracht.

Da ziemte es sich wohl, in dieser feierlichen Stunde, in der die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft das erste Jahrhundert ihres Bestehens vollendet, sich zu vertiefen in den Geist jener großen Zeit, aus dem der Bürgersinn unserer teuren Vaterstadt die wundersame Kraft gesogen hat zur Schöpfung wissenschaftlicher und künstlerischer Anstalten, die in unseren Tagen — ungeschwächt durch die furchtbaren Lasten eines Krieges von mehr als dreijähriger Dauer — frohgemut in das zweite Jahrhundert ihrer Wirksamkeit eintreten.

Doch diese festliche Stunde ist zu kurz, um auch nur flüchtig die Anfänge des naturwissenschaftlichen Lebens in Frankfurt zu schildern, auf dessen Boden unter Goethes Einfluß unsere Gesellschaft ins Leben getreten ist. Wir müssen uns bescheiden, in Verehrung und unauslöschlicher Dankbarkeit der Männer zu gedenken, die vor hundert Jahren auf Anregung des Lehrers der Anatomie am Dr. Senckenbergischen Medizinischen Institute Philipp Jakob Cretzschmar zur Gründung unserer Gesellschaft zusammengetreten sind, der von Bethmann, Grunelius, von Heyden, Jassoy, Melber, Metzler, de Neufville, von Soemmerring und der anderen, deren Gräber wir am gestrigen Tage mit dem verdienten Lorbeer geschmückt haben. Unserer Stifter Söhne und Töchter, Enkel, Urenkel und Ur-urenkel zählen wir mit Freude und Stolz noch heute zu unseren Mitgliedern.

Im wechselvollen Verlauf eines Jahrhunderts ist das Geschick der Senckenbergischen Gesellschaft und ihres Museums ein wechselvolles gewesen, in dem sich Geschichte und Kultur unseres Vaterlandes und die gewaltigen Fortschritte naturwissenschaftlicher Erkenntnis getreulich widerspiegeln. Aufwärts hat die Bahn der Entwicklung unserer Gesellschaft geführt, und immer wieder ist in den führenden Geistern, einem Gustav Lucae, Robert Fridberg und anderen, der Gedanke aufge- taucht, die inzwischen zu voller Blüte gelangten wissenschaftlichen Anstalten Frankfurts zu einer Universitas literarum

zusammenzuschließen und auszubauen. Unter dem Einfluß von Franz Adickes ist dies geschehen. Trotz Ausbruch des Weltkriegs ist vor drei Jahren die Frankfurter Stiftungs-Universität ins Leben getreten, der unsere Senckenbergische Gesellschaft ihre reichen Sammlungen für die Zwecke des Unterrichts und der Forschung zur Verfügung stellt.

Nur ganz vorübergehend hat der Weltkrieg die weitere Entwicklung unserer Gesellschaft aufhalten können. Wohl stehen noch heute fast alle unsere wissenschaftlichen Beamten und Angestellten im Felde. Viele von ihnen sind gefallen im heiligen Kampf fürs Vaterland, und auch ihrer, die in fremder Erde ruhen, heute in Treue zu gedenken, ist uns heilige Pflicht, eines Ludwig Nick, Alexander Sandler, Friedrich Wilhelm Winter und vieler, vieler anderer. Doch über Gräber voran! Wir Alten, denen es nicht vergönnt ist, in der Front zu stehen, wir sind mit doppeltem und dreifachem Eifer bestrebt gewesen, die Lücken auszufüllen; unsere Frauen und Töchter sind in unsere Reihen getreten, und wenn wir heute auch auf die Kriegsjahre mit voller Befriedigung zurückblicken dürfen, so erfüllen uns wiederum unauslöschliche Dankbarkeit und freudigster Stolz, weil uns auch in dieser ernsten, schweren Zeit die tatkräftigste Mitarbeit und großzügige Unterstützung der gesamten Frankfurter Bürgerschaft nicht versagt geblieben ist, und weil wir gerade in den letzten Tagen aus zahlreichen Begrüßungs- und Glückwunschschriften ersehen durften, welch hohen Ansehens sich unsere Senckenbergische Gesellschaft erfreut, weit über die Grenzen unseres teuren Vaterlandes hinaus!

Von den zahlreichen Spenden zur Jahrhundertfeier, die uns zugeflossen sind, seien zunächst nur einige erwähnt:

Unser allverehrter Herr Prof. Dr. Heinrich Reichenbach hat uns in sinniger Weise seine Porträtmedaille verehrt. Von seinem Schüler Max Lewy entworfen, zeigt sie auf der Rückseite in naturalistischer Darstellung ein Stadium aus der Entwicklung des Flußkrebsses, im Hinblick auf eine Arbeit von grundlegender Bedeutung, die Herr Prof. Reichenbach im XIV. Band unserer „Abhandlungen“ 1886 veröffentlicht hat.

Unser Verwaltungsmitglied Herr Sanitätsrat Dr. Edward von Meyer hat zur Erinnerung an den hundertsten Geburtstag seines Vaters einen Preis gestiftet, der das Andenken an Georg

Hermann von Meyer, einen der hervorragendsten Anatomen des vorigen Jahrhunderts, der sein Leben lang in unwandelbarer Treue und Begeisterung unserer Gesellschaft zugetan war, für alle Zeiten wachhalten wird. Der Preis, eine eiserne Medaille mit dem Bildnis unseres heimgegangenen Freundes, soll alle fünf Jahre an einen hervorragenden Forscher auf dem Gebiet der Anatomie und ihren Grenzgebieten verliehen werden, nach den Vorschlägen eines wissenschaftlichen Ausschusses, der sich aus den berufenen Vertretern der Anatomie an den Universitäten Berlin, Frankfurt, Heidelberg, Tübingen und Zürich zusammensetzt. Den Bestimmungen des Stifters gemäß verleihe ich, erstmalig in dieser festlichen Stunde, den Georg-Hermann-von-Meyer-Preis dem Prosektor am Anatomischen Institut der Universität Halle, Herrn Professor Dr. Walter Gebhardt*) für seine ausgezeichneten Untersuchungen über die funktionelle Struktur des Knochengerüsts, die mit neuzeitlichen Mitteln die bedeutsamen Arbeiten Hermann von Meyers erfolgreich fortsetzen.

Zum Gedächtnis ihres Gatten, des Kgl. Preuß. Oberstleutnants a. D. und Herzogl. Sächs. Oberkammerherrn Karl Hermann von Heyden hat uns Frau Wilhelmine von Heyden, geb. von Manderstjerna, 3000 Mark übergeben, deren Zinsen alle drei Jahre am 22. März, dem Todestage ihres Gatten, einem bedürftigen, strebsamen Studierenden oder Lehrer der Naturwissenschaften als Stipendium für Studienzwecke oder zu einer kleinen Erholungsreise ausgezahlt werden sollen. Die edle Stifterin wünscht, daß hierdurch der Name ihres teuren Gatten fortlebe, nicht wie die Namen seines Vaters und Bruders Karl und Lukas von Heyden als die hervorragender Leuchten der Wissenschaft, sondern als der »eines treuen Sohnes seiner geliebten alten Vaterstadt Frankfurt«.

Die bedeutsame Tatsache, daß durch Einwirkung gewisser chemischer Stoffe beim Menschen bösartige Geschwülste entstehen können, verweist mit Nachdruck auf einen aussichtsvollen, bisher nur wenig betretenen Weg zur Erforschung der Tumoren. Gelingt es mit den Methoden der Biochemie die Ursachen zu ergründen, auf denen die krankhafte, zur Geschwulstbildung führende Zellenvermehrung beruht, so ist zu hoffen, daß der Bekämpfung dieser gefährlichen Feinde der Menschheit neue Möglichkeiten eröffnet werden.

*) Prof. Dr. Gebhardt ist inzwischen am 3. März 1918 verstorben

Diese Erwägungen haben unser Direktionsmitglied Herrn Dr. Oscar Löw Beer bestimmt, uns zur Jahrhundertfeier vorläufig 200 000 Mark zur Anregung und Förderung von Forschungen in der bezeichneten Richtung zur Verfügung zu stellen. Wir haben heute einen Preis von 15 000 Mark für eine vorzügliche Arbeit über biochemische Ursachen bösartiger Geschwülste zum 22. November 1920 ausgeschrieben und werden vom nächsten Jahre an geeigneten Bewerbern jährlich bis zu 5 000 Mark als Beihilfe zu den Kosten ihrer Studien, des Aufenthaltes an biologischen Stationen u. dgl. geben können.

Die großherzige Stiftung des Herrn Dr. Löw Beer hat aber für unsere Gesellschaft noch eine weitere Bedeutung. Nach den weitausschauenden Bestimmungen des Stifters wird nach 25 Jahren durch Kapitalisieren von $\frac{3}{4}$ der Zinsen und Zinseszinsen ein allmähliches Anwachsen des Stiftungskapitals erfolgen, aus dem alsdann neben dem Grundstock ein Betriebs- und ein Reservefond errichtet werden sollen, der es der Gesellschaft bei stetig anwachsender Höhe späterhin ermöglichen wird, etwa alle 15 Jahre über den Betrag von einer halben Million Mark frei zu verfügen. Zwei Menschenalter werden vergehen, bevor die Gesellschaft in den vollen Genuß der Früchte dieser weitblickenden Bestimmungen treten wird. Wenn sich aber das zweite Jahrhundert ihres Bestehens vollendet, werden nachkommende Geschlechter dankbar des Mannes gedenken, dessen großzügige Stiftung die Vermögenslage der Gesellschaft für alle Zeiten sichergestellt haben wird.

So dürfen wir auch voll freudiger Zuversicht in die Zukunft blicken, und im Bewußtsein der gerechten Sache, für die unser Volk mit seinen treuen Bundesgenossen in den Kampf gezogen ist, im felsenfesten Glauben an den endgültigen Sieg der deutschen Waffen überschreiten wir die Schwelle des zweiten Jahrhunderts. Möge ihm unter dem mächtigen Schutz und Schirm unserer geliebten Hohenzollern-Könige und -Kaiser ein dauernder Friede beschieden sein!

Fest steht und treu in dieser ernsten Zeit das deutsche Volk zu seinem Kaiser und dem ganzen Kaiserlichen Hause. Auch in dieser feierlichen Stunde sei es ausgesprochen! Und zur Bekräftigung dessen brause tausendstimmig durch den festlichen Saal ein Ruf wie Donnerhall:

Seine Majestät unser Allergnädigster Kaiser, König und Herr Wilhelm II. und Ihre Majestät die Kaiserin Auguste Viktoria, die Erhabene Schirmherrin unserer Gesellschaft, Hurra!

Die Fahnen der studentischen Korporationen neigen sich zur Huldigung, die Musik spielt „Heil Dir im Siegerkranz“.

Der I. Direktor fährt fort:

Mit dem heiligen Gelöbnis unwandelbarer Treue zu Kaiser und Reich ist die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in das zweite Jahrhundert ihres Bestehens eingetreten.

Hierauf werden Huldigungstelegramme an Ihre Kaiserlichen und Königlichen Majestäten abgesandt.

Alsdann hält der Direktor des Museums Hauptmann Prof. Dr. Otto zur Strassen die Festrede

„Moral und Krieg im Lichte der Biologie“.

Königliche Hoheit und Hoheit!

Meine Damen und Herren!

Man liebt es nicht, den Boden unter sich wanken zu fühlen. Wie das in körperlichem Sinne gilt, so auch in geistigem: wenn man ein Urteil fällt und doch dem Fundamente selbst nicht traut, worauf es errichtet ist. In solcher peinlichen Verlegenheit befinden sich viele von uns einem Problem gegenüber, das uns seit Kriegsbeginn — bewußt oder unbewußt — an jedem Tage beschäftigt und bedrängt. Es ist das Problem der Kriegsmoral; die Frage, inwieweit die Taten der kämpfenden Völker gut oder böse sind.

Keiner von uns, der sich nicht längst entschieden hätte. Das Urteil ist immer vernichtend für unsere Feinde. Wir sind empört über die Brutalität, mit der sie aus Raublust oder gekränkter Eitelkeit den mörderischen Krieg entfesselt haben, über die rohe Mißhandlung Griechenlands, den Hungerkrieg gegen unsere Frauen und Kinder, die hundertfache Verletzung des Völkerrechts. Wir klagen über die grenzenlose Verlogenheit unserer Feinde: wie sie das Märchen vom deutschen Militarismus und Imperialismus erfunden haben und mit eiserner Stirn

wiederholen, bis sie es fast selber glauben, so lügen sie. wir hätten den Krieg gewollt, wir bombardierten friedlich-offene Städte, wir mißhandelten die Gefangenen, von albernem Greueltgeschichten und Leichenverwertungsschwindel ganz zu schweigen. Und diese fürchterliche Heuchelei! Daß englische Minister sich nicht vor sich selber schämen, wenn sie den U-Bootkrieg (wie machten sie uns den so gerne nach!) barbarisch und verbrecherisch schelten, daß Wilson, der aus den wichtigsten und niedrigsten Gründen sein Land in den Krieg getrieben hat, es fertigbringt, in hohen Tönen von Menschlichkeit und Recht zu reden, begreifen wir kaum. — Wir urteilen so, indem wir die altvertraute, innerhalb des Staates geltende „bürgerliche“ Moral auf das Verhältnis zwischen den Staaten einfach übertragen.

Aber heimlich nagt an unserer Zuversicht, daß solche Übertragung auch wirklich berechtigt sei, der Wurm des Zweifels. Man kommt nicht leicht darüber hinweg, daß in den Ländern unserer Feinde moralisch hochstehende Männer leben, die das Verhalten ihrer Regierenden, die Politik der Gewalt und der Lüge billigen. Warum? Wir begreifen es wohl: weil diese Politik ein höchst gefährlich wirksames Mittel ist uns zu bekämpfen, die eigenen und fremden Völker gegen uns aufzuhetzen. Das haben wir ja schmerzhaft genug ausprobiert. Warum soll aber das treulose Lügen als Kriegsmittel unmoralischer sein, als das Töten? Im bürgerlichen Leben wäre der Mord durch giftiges Gas das scheußlichste der Verbrechen; nicht so im Kriege. . . . Hat etwa Machiavelli dennoch Recht gehabt? Und Napoleon mit seinem rücksichtslosen „en guerre tout est moral“? Und sind vielleicht wir Deutschen, die wir an Wahrheit und Treue mit solcher Zähigkeit hängen, daß wir sie fremden, selbst feindlichen Völkern gegenüber nicht preisgeben möchten, hierin nur töricht, ungeschickt, weltfremde Träumer? — Das ist ein peinlicher Zweifel. Ein Zweifel, der noch aus anderem Grunde beunruhigend wirkt: weil man sich weiter fragt, ob dann nicht auch die bürgerliche Moral, die uns so zwingend und fest gegründet wie ein Gesetz erscheint, einen Stoß erhält, der sie im Innersten erschüttert? Was sind denn das für Sittengesetze, die sozusagen auf offener Strecke plötzlich ein Ende haben?

In dieser Verwirrung kann uns nun, wie ich glaube, die Biologie eine Führerin sein. Stellen wir den Menschen hinein in den Kreis seiner Mitgeschöpfe, betrachten wir seinen Krieg

und seine Kriegsmoral als Einzelfälle eines umfassenden Erscheinungsgebietes, so werden wir durch Analogie und Homologie vielleicht auf festeren Boden für unser Urteil geleitet werden.

*

*

*

Am Eingang dieses Weges steht die Frage, inwiefern denn das Moralische, d. h. dasjenige Verhalten von Mensch zu Mensch, das wir als gut, als richtig, als so, wie es sein soll, bezeichnen, als biologische Erscheinung aufgefaßt und mit anderem Biologischen verglichen werden kann.

Offenbar scheidet, wenn wir diesen Standpunkt wählen, die „übernatürliche“ Betrachtungsweise der Moral für uns aus. Nicht als ein „autoritatives“ Gesetz, als ein von außerhalb der Menschheit hingestelltes Ideal erscheint uns das Moralische, sondern als etwas durchaus Menschliches, in menschlicher Natur Begründetes und mit ihr Entstandenes. Aber ist damit viel erreicht? Steht nicht das Menschlich-moralische, auch wenn es rein biologisch ist, der tierischen Biologie noch immer wesensfremd und unvergleichbar gegenüber? — Nein! Wir brauchen nur von „gut“ und „böse“ einmal abzusehen und als Kriterium des sittlichen Verhaltens seine „Richtigkeit“, seine „Normgemäßheit“ ins Auge zu fassen, so finden wir uns sogleich auf einem Boden, der Menschliches und Tierisches in Verbindung bringt. Denn auch für tierisches Verhalten bestehen Normen, an denen es gemessen wird: so oder so „soll“ es sein, dann ist es „richtig“. Diese für jede Tierart oder Rasse besonders vorgeschriebenen Normen stellen (zusammen mit anderen, für sonstige Lebenserscheinungen gültigen) den „Typus“ der betreffenden Gruppe dar. Ihr normgemäßes Verhalten ist das für sie „typische“. — Wir wenden diese Betrachtungsweise auch auf den Menschen an und präzisieren nunmehr das Wesen seiner moralischen Handlungen in erster Annäherung dahin, daß sie für Menschen — sei es in ihrer Gesamtheit, sei es für einzelne Rassen — typisch sind.

Die Richtigkeit dieser Bestimmung ist dann besonders deutlich und einwandfrei, wenn die in Frage stehende Art moralischen Verhaltens dem Menschen angeboren ist, mit ihm zur Welt kommt. Zum Beispiel beruht die Neigung der Eltern, ihr Kind zu pflegen und zu verteidigen, auf einer den Menschen aller Völker angeborenen Eigenschaft. Das ist natürlich durchaus

nichts anderes, als ein für alle Menschen typischer „Instinkt“. Gerade so, wie der Instinkt der Grabwespe, für ihre Brut zu sorgen, indem sie ein Loch gräbt und, nachdem sie das Ei hineingelegt und Nahrung hinzugegeben hat, sorgfältig wieder verschließt, für ihre Spezies typisch ist.

Aber freilich: von unserer menschlichen Moral ist das bei weitem meiste nicht instinktiv. Wir kommen ganz und gar nicht als kleine Tugendbolde auf die Welt; vielmehr erhalten wir fast unseren gesamten Moralbesitz erst nach der Geburt durch Lernen, Erziehung, Erfahrung. Eltern und Lehrer befehlen uns, was wir tun und lassen sollen. Wir sehen das Beispiel der Erwachsenen. Wir hören und lesen, daß die Tugenden, zu denen man uns ermahnt, seit unvordenklichen Zeiten in Übung und Geltung gewesen sind. Sie werden uns vom Gesetz zur Pflicht gemacht, und dem Gesetz muß man gehorchen. Die Religion schreibt sie uns vor, die „Ehre“ gebietet sie uns. Der Inhalt der menschlichen Moral ist also größtenteils Überlieferung, Tradition. Aber das hindert nicht, auch diesen Anteil der Moral mit Tierisch-typischem zu vergleichen. Denn erstens sind die Mittel, mit deren Hilfe die Tradition vollzogen wird, durchaus nicht nur spezifisch-menschlich. Das „Lernen aus Erfahrung“ ist eine bei Tieren sehr verbreitete, bei Säugern schon hochentwickelte, für die betreffenden Arten typische Fähigkeit. Zu einem gewissen, nicht unerheblichen Teile aber beruht die moralische Überlieferung sogar auf angeborenem Instinkt, vor allem dem „Nachahmungstriebe“, oder auf Leistungen, die sich, wie Suggestibilität und religiöses Gefühl, aus intelligenten und instinktiven Elementen zusammensetzen. Und zweitens kennt auch das tierische Verhalten, obgleich in engen Grenzen, die Tradition. Wenn beispielsweise für Spatzen und Schwalben die Neigung typisch ist, in nächster Nähe des Menschen ihr Nest zu bauen, so handelt es sich nicht um angeborenen Instinkt: zur stammesgeschichtlichen Bildung eines solchen hätte die zur Verfügung stehende Zeit, in Anbetracht der komplizierten Reizbarkeiten, die er erfordern würde, gewiß nicht ausgereicht; geschweige denn in Fällen, in denen wir, wie bei der Schwarzdrossel, den Ursprung und die Ausbreitung der gleichen Gewohnheit im Laufe weniger Jahrzehnte mit erleben konnten. Vielmehr beruht die zutrauliche Neigung aller dieser Vögel auf Überlieferung: von frühester Jugend an den Menschen und seine Häuser

gewöhnt, begründen sie in gleicher Umgebung ihre eigenen Familien und geben so von einer Generation zur anderen die Sitte weiter.

Nachdem so das Moralische als menschlich-typisches Verhalten seine erste biologische Bestimmung gefunden hat, muß seine Stellung innerhalb dieses Begriffes genauer umschrieben werden; denn offenbar gilt als „moralisch“ bei weitem nicht jede für Menschen typische Handlungsweise.

Zunächst ergibt sich aus einer historischen Besonderheit ein deutlicher, wenn auch allmählich abgestufter Unterschied. — Wie alles Biologische, so stehen auch die Normen, nach denen das Verhalten der Menschen sich regelt, dauernd im Fluß der Entwicklung. Infolge zufälliger Veränderung des Keimplasmas treten in einzelnen Individuen erbliche Neuerungen des instinktiven Verhaltens auf, die sich durch Fortpflanzung in immer größerem Kreis verbreiten und schließlich das typische Erbgut volkreicher Stämme werden können. Oder der Einfluß der Umwelt bewirkt gleichzeitige und gleichsinnige Änderung der instinktiven Veranlagung bei ganzen Völkern oder Rassen. Entsprechend, nur sehr viel leichter und flotter vollzieht sich die Entwicklung der Traditionen. Zufällige Laune eines Einzelnen kann den Anstoß zu einer „Mode“ geben, die auf den Flügeln der Nachahmungssucht sich rasch über die halbe Welt verbreitet. Öfter geschieht es auch, daß Männer von höherer Einsicht oder Willenskraft neue Normen ersinnen und durch Wort und Schrift so eindrucksvoll verkünden, daß ein Teil ihrer Volksgenossen, vielleicht die Gesamtheit, sich ihnen willig unterwirft. Oder das traditionelle Verhalten einer ganzen Rasse wandelt sich unmerklich und gleichzeitig unter dem Einflusse einer veränderten Zeit.

Aber die neuerdings aufgetretenen, historisch jungen Normen des Verhaltens werden von denen, für die sie typisch sind, nicht als moralische Verpflichtungen aufgefaßt. Auch dann noch nicht, wenn die Zahl ihrer Anhänger — sei es von Anfang an, sei es infolge nachträglicher Ausbreitung — eine bedeutende ist, so daß die Massensuggestion ihre Wirkung ausgiebig entfalten kann. Eine Mode, wie etwa das Trinkgeldgeben, mag weltweit verbreitet und noch so tyrannisch sein, mit gut und böse hat sie nichts zu tun. Der sozialistischen Lehre hängen Millionen, der vegetarischen Tausende getreu und eifrig an, ohne sich doch im

innersten Gewissen daran gebunden zu fühlen. Und der Gebrauch der Geburtenbeschränkung, der unter dem Druck sozialer Verhältnisse nicht nur in Frankreich um sich greift, gilt niemandem als ein Gebot der Moral. Vielmehr bedarf es, um einer bestimmten Art des typischen Verhaltens die innerlich verpflichtende Kraft eines Moralgesetzes zu verleihen, noch eines weiteren: ehrwürdigen Alters. Die überlieferte Kenntnis, daß die betreffende Norm seit uralter Zeit, d. h. bei unermesslich vielen Menschen in Geltung gewesen sei, vervielfältigt schon an und für sich, rein quantitativ, die Kraft der Suggestion. Hierzu gesellt sich aber die Wirkung mythisch-religiöser Denktätigkeit. Das Nebelgrau der Urzeit erweitert sich zu der Vorstellung „seit Anbeginn der Welt“, wodurch die Norm etwas Primäres und Unentrinnbares gewinnt, wie ein Naturgesetz. Der Kult der Ahnen führt zur „heiligen Vätersitte“; der Glaube an Götter zur Furcht vor ihrem „ewigen“ Gebot. — So stammen denn alle die Normen, die uns oder anderen Völkern als unbedingte Gewissenspflicht gelten, aus uralter Zeit. Die Sittengesetze der großen Normverkünder Moses, Gautama-Buddha, Confutse, Christus sind Jahrtausende alt, und als sie verkündet wurden, hatten die allermeisten, wenn auch in minder deutlicher und strenger Form, schon eine Geschichte ungeschriebener Überlieferung von sehr viel längerer Dauer hinter sich. Älter als das Menschengeschlecht ist der moralische Instinkt der Kindespflege.

Es fragt sich nun, ob dieses historische Erfordernis des Menschlich-moralischen auf biologischem Gebiete ein Gegenstück findet, das uns erlaubt, das Wesen der Moral als biologischer Erscheinung genauer zu bestimmen. Nimmt etwa auch im tierischen Verhalten das Altertümliche dem Neuen gegenüber eine qualitativ gekennzeichnete Sonderstellung ein? Gewiß! Und nicht nur dort, sondern ganz allgemein bei typischen Eigenschaften der Lebewesen. Altüberlieferte Züge haben vor neuentstandenen die wichtige Eigentümlichkeit voraus, daß sie vorwiegend — je älter, desto ausschließlicher — zweckmäßig sind, d. h. die Erhaltung der betreffenden Rasse, Art oder sonstigen Vielheit auf absehbare Zeit begünstigen. Wie hängt das zusammen?

Die erblich oder traditionell überlieferungsfähigen Neuerungen, die an lebendigen Individuen, den jeweils obersten Spitzen des Stammbaumes, in Erscheinung treten, stellen für die

Erhaltung der Stämme durchaus nicht immer einen Vorteil dar. Bei weitem die meisten sind ja rein zufälliger Art — zufällige Keimplasmaänderungen, zufällig auftretende Gewohnheiten: natürlich besteht die allergrößte Wahrscheinlichkeit, daß diese ziellosen Abweichungen von einer bis dahin als dauerhaft bewährten Norm die fernere Erhaltung in irgendeinem Grade beeinträchtigen werden. Soweit aber bei der Entstehung einer neuen Tradition der sichtende Einfluß des Lernens aus individueller Erfahrung beteiligt war, bleibt immer noch ungewiß, ob das vom Individuum Erlernte auch für den Stamm von Nutzen ist, oder nicht. Unter solchen Umständen muß in der Summe aller Neuerungen, die — sei es am ganzen Stammbaum, sei es an einem Teil desselben — gleichzeitig entstehen, das Unzweckmäßige, Erhaltungswidrige die Mehrheit bilden. Manches wird unmittelbar vernichtend, das meiste in einer allmählich absteigenden Kurve schädlich, störend, bedenklich, nur wenig kann für die Erhaltung nützlich sein. — Aber dieses prozentuale Verhältnis, wie es zwischen den gleichaltrigen Neuerungen ursprünglich besteht, verschiebt sich im Laufe der Generationen mehr und mehr nach der Seite des Zweckmäßigen. Schon auf der nächsten Stufe sind ja die unbedingt erhaltungswidrigen Züge — körperliche Mißbildungen schwerer Art, perverse Zeugungsinstitute — mit Sicherheit ausgefallen. Die übrigen schädlichen verschwinden mit umso größerer Wahrscheinlichkeit d. h. Geschwindigkeit, je höher sie in der Kurve standen. Nach tausend Generationen stellen die nahezu unschädlichen und nützlichen Neuerungen vielleicht schon eine Mehrheit dar. Millionen von Jahren dauert nur das wirklich und von Grund aus Erhaltungsmäßige.

Auf analoge Weise muß das Gesamtbild derjenigen Verhaltensformen, die heutzutage für Menschen typisch sind, zustande gekommen sein. In diesem Bilde sind einerseits alte und frischentstandene, anderseits schädliche, harmlose und nützliche Züge bunt gemischt. Sortiert man nun die Züge dem Alter nach, so wird man finden, daß unter den jüngeren und jüngsten die mehr oder minder erhaltungswidrigen — schlimme Veranlagung, gesundheitsschädliche Sitten, anscheinend gleichgiltige, in Wahrheit aber doch Kraft und Zeit ihrer Anhänger zwecklos in Anspruch nehmende Moden — die Mehrheit bilden; obschon in diesem besonderen Falle das Nützliche, gemäß der stärkeren

Beteiligung des Lernens aus Erfahrung, von Anfang an mit höherem Prozentsatz als sonst beteiligt ist. Faßt man Gebräuche und erbliche Triebe ins Auge, die seit ein paar Jahrtausenden für irgendeine Menschengruppe typisch sind, so liegt der Durchschnitt schon sehr viel weiter nach der Seite des Nützlichen; wurden doch mittlerweile nicht wenige der üblen Sitten durch intelligente Gegenwirkung unterdrückt; Stämme und Rassen, die ihre schädlichen Gebräuche nicht aufgeben konnten oder mit schlimmen Neigungen erblich behaftet waren, sind ausgestorben. — Aus ältester Urzeit stammende Verhaltensformen müssen in nahezu reiner Auswahl zweckmäßig sein.

Wenn nun die Formen des menschlichen Verhaltens je älter desto sicherer zweckmäßig und andererseits die sogenannten „moralischen Gebote“, wie wir vorher gesehen haben, von ehrwürdigem Alter sind, so ergibt sich die Folgerung: moralisches Verhalten ist zweckmäßiges Verhalten. Die Handlungsweise, die seit undenklicher Zeit den Lebensbedingungen des Volkes, für das sie typisch ist, entsprochen hat, wird auch in Zukunft, soweit auf Fortbestehen der gleichen Bedingungen gerechnet werden kann, für seine Erhaltung nützlich sein. — Ein vorläufiger Seitenblick auf unsere bürgerlichen Tugenden bestätigt uns sogleich die Richtigkeit. Der moralische Instinkt der Kindespflege trägt zur Erhaltung der Familie und des Staates bei. Das moralische Gebot: du sollst nicht töten, desgleichen. Und wenn die Volksgenossen einander berauben, betrügen und belügen würden, dann könnten staatliche Ordnung, soziale Wechselwirkungen, innerer Handel und Wandel usw. nicht bestehen.

Allein die Feststellung, daß die moralischen Normen menschlich-typische Verhaltensarten sind, die sich in langem Daseinskampfe als zweckmäßig erwiesen haben, erschöpft das Wesen der Moral noch immer nicht. Es gibt uralte und offenkundig nützliche Formen typischen Verhaltens, z. B. der Instinkt des Essens, die Tradition der Sprache, die mit Geboten der Sittlichkeit durchaus nichts zu schaffen haben. Indem wir essen und sprechen, erfüllen wir keine Gewissenspflicht, unterlassen wir es, so tun wir nichts Unmoralisches. Vielmehr verbindet sich mit dem Begriffe der Moral unlösbar der des Lobenswerten. Es ist ein Ehrentitel, der verdient sein will. Und diese lobenswerte Leistung ist der Sieg über uns selbst,

die Preisgabe eigener, persönlicher Interessen, deren Verfolgung uns aus instinktiven oder traditionellen Gründen eigentlich näher liegt. In irgendeinem Sinne oder Grade stellen die moralischen Handlungen immer eine Selbstschädigung des Individuums dar. Die Mutter, die der Pflege ihres Kindes alle ihre Sorgfalt widmet, verzichtet auf Ruhe, deren sie bedarf, auf Nahrung, die sie ihrem Körper entzieht. Der Vater gibt für die Verteidigung der Seinen, der Krieger für das Vaterland sein Leben dahin. Ein guter Mensch, der einen Armen beschenkt, vermindert den eigenen Besitz. Desgleichen, wer die Gelegenheit verschmäh, seinen Nachbarn zu bestehlen. Wer rückhaltlos die Wahrheit spricht, begibt sich des Vorteils, den ihm die Heimlichkeit seiner Pläne oder Kenntnisse verschaffen könnte.

Ist nun diese Tugend der „Selbstlosigkeit“ etwas ausschließlich Menschliches? Nein! Wir kennen auch im Tierreich Fälle genug, in denen das Geschöpf sein eigenstes, nächstliegendes Interesse in irgendeinem Grade schädigt, um anderen zu dienen. Auch tierische Eltern pflegen und schützen ihre Jungen unter Preisgabe eigenen Vorteils, eigener Ruhe und Sicherheit. Die Biene stirbt für ihr Volk, der Stier verteidigt seine Herde. Die Ameise läßt ihre hungrige Gefährtin nicht vergebens betteln. Vögel, die Futter gefunden haben, rufen, statt heimlich und allein zu schmausen, andere herbei. — Ob Tiere bei der Erfüllung solcher Verhaltensnormen das Lustgefühl eines „guten Gewissens“ empfinden, wissen wir nicht; aber darauf kommt gar nichts an. Auch macht es keinen wesentlichen Unterschied, wenn jene dabei dem Zwange übermächtiger Instinkte folgen, der Mensch aber mehr oder minder „freiwillig“ zu handeln, d. h. in gewissen Grenzen dem Drucke seiner moralischen Instinkte und Traditionen zu widerstehen vermag. Entscheidend ist, daß das Geschöpf ein Opfer eigener Interessen zum Vorteil anderer bringt. Und hierin sind tierische Verhaltensformen der bezeichneten Art und menschliche Tugenden einander gleich.

Jetzt aber stehen wir einen Augenblick ganz verwirrt. Wie kam denn das Opfer für andere als uralte überlieferte Erscheinung in die Welt? Wir wissen doch, daß auf die Dauer im Kampf ums Dasein nur solche Verhaltensformen übriggeblieben sind, die nützlich waren. Selbstschädigung kann doch nicht nützlich sein! Aber so liegen die Dinge nicht. Erstens ist immer möglich, daß das Geschöpf, indem es ein Opfer bringt,

auf anderem Gebiete einen Vorteil gewinnt, der jenes an Wert übertrifft. Zweitens aber und vor allem wird ja der Kampf ums Dasein nicht nur von Individuen geführt. Sondern größere Gruppen von ihnen bilden Kampfeinheiten: Familien, Stämme, Völker, ganze Arten, die sich gegenseitig vernichten oder verdrängen, als Ganzes siegen oder zu Grunde gehen. Da können dann Verhaltensformen dauerhaft sein, bei denen das Opfer des Einzelnen ihm selber zwar lediglich Schaden, der größeren Kampfeinheit aber, der er angehört, Nutzen bringt. —

Die biologische Begriffsbestimmung der menschlichen Moral, nach der wir suchten, ist hiermit perfekt geworden. In biologischer Ausdrucksweise ist das Moralische nichts anderes, als eine Summe von Opfern, die für Menschen typisch und durch uralte Überlieferung als zweckmäßig erwiesen sind.

Und diese Feststellung wirft ein Licht auf das Problem der „Kriegsmoral“, worin das ungewisse und unerfreuliche Dunkel, das über ihm zu schweben schien, sogleich verschwindet. Wir sehen jetzt ein, daß die Moral der Staaten und ihrer Kriege eine Angelegenheit *sui generis* ist, die, mag sie nun so oder so entschieden werden, die Festigkeit der bürgerlichen Moralgesetze nicht berührt. Es gibt eben keine allgemeine, unter allen Umständen gültige und alle menschlichen Beziehungen umfassende Moral. Was für die Erhaltung von Lebewesen nützlich ist, behält diese Eigenschaft nur insoweit und nur so lange bei, als die Bedingungen dieselben bleiben. Der Wal ist für das Leben im Wasser wunderbar zweckmäßig eingerichtet; gerät er aber aufs Trockene, so ist es gleich vorbei mit seiner Zweckmäßigkeit. Ebenso können gewisse Formen des menschlichen Verhaltens innerhalb des Staates nützlich, d. h. moralisch, und doch für die Beziehungen von Staat zu Staat verderblich sein. Auch kann es uns nicht mehr befremden, wenn das Problem der „Kriegsmoral“ in einem Kreise von Völkern, deren Begriffe von bürgerlicher Moral einander völlig gleichen, noch strittig ist. Krieg zwischen Staatsverbänden ist etwas zu Neues, als daß das hierbei Nützliche sich schon durch den mechanischen und darum untrüglichen Prozeß der Auslese als typische Norm herausgeschält haben könnte. Nach einigen weiteren tausend Jahren Kriegsgeschichte wird es vielleicht, falls diese folgen, geschehen sein.

Aber wenn es hiernach eine „Moral“ des Krieges im strengen Sinne unserer Begriffsbestimmung zurzeit noch garnicht gibt, so ist das für uns durchaus kein Grund, von der Verfolgung unseres Zieles abzustehen. Mag auch das Merkmal des hohen Alters und die aus ihm entspringende mächtige Suggestion noch fehlen: die Hauptsache ist uns doch, ob das vom deutschen Volke bevorzugte, für Deutschland typische Verhalten gegen den Feind mit seinen der bürgerlichen Moral entlehnten Opfern zweckmäßig und vernünftig ist. Und diese ebenso nüchterne als schicksalswichtige Frage hoffen wir auch ohne das mechanische Erkennungsmittel des Kampfes uns Dasein in einer vorläufig befriedigenden Weise lösen zu können: mit Hilfe der ordnenden, vergleichenden und auslesenden Intelligenz. Die Biologie soll hierbei wiederum unsere Führerin sein.

*

*

*

Gibt es im Tierreich Staaten und Kriege? Gewiß! Ameisenstaaten führen miteinander Krieg und liefern sich Schlachten von nahezu menschlichem Gepräge. Aber der biologische Krieg ist nicht auf diese wenigen Fälle beschränkt, sondern stellt eine Lebenserscheinung von ungeheurer Verbreitung dar, die ohne Grenzen und Unterschied das ganze Gebiet des Lebendigen in sich schließt. Alles liegt ja im Kampf: staatenbildende wie einzeln lebende Formen, hohe und niedere, Räuber und Verfolgte. Um sich selber zu erhalten, schädigen sie andere. Der Angreifer schädigt sein Opfer, indem er es auffrißt, zu seinem Sklaven macht, ihm seine Nahrung raubt oder mindert, ihn aus seinem Neste, seinem Wohnort verdrängt. Der Angegriffene seinerseits schädigt seinen Feind, indem er sich wehrt, davonläuft, sich ihm entzieht. Die Mittel aber, die auf beiden Seiten hierzu verwendet werden, sind Gewalt und Täuschung. Mechanische Waffen und tötliche Gifte, Kraft und Schnelligkeit der Bewegung dienen zu gewaltsamem Angriffe und gewaltsamer Verteidigung. Und beide Parteien täuschen einander, indem sie ihr Dasein verheimlichen, leise schleichen, nur nachts ausgehen, sich stellen, als wenn sie tot oder ein lebloser Gegenstand wären oder Machtmittel besäßen, die ihnen fehlen.

In diese vielgestaltige und dennoch einheitliche Erscheinungsreihe gliedert sich zwanglos auch der menschliche Krieg. Seine Ziele sind genau die gleichen: Bereicherung an Nahrung, Wohn-

raum, Arbeitskräften und Schätzen aller Art auf der einen, Verteidigung auf der anderen Seite. Und auch die angewandten Mittel sind dieselben: Gewalt und Täuschung. Dies gilt auch im einzelnen. Zu den altüberlieferten Mitteln mechanischer Gewalt gesellen sich neuerdings die chemischen. Und in der Täuschung geht die Übereinstimmung soweit, daß einige moderne Täuschungsmittel wie Nachahmungen biologischer Vorbilder erscheinen könnten. Obschon die „schützende Ähnlichkeit“ unserer feldgrauen Tracht, buntscheckig bemalten Kanonen und Wagen an täuschender Wirkung das bodenfarbige Kleid des Haselhuhns oder die Blattähnlichkeit einer *Kallima* nicht erreicht und die gefährlichste U-bootfalle neben der afrikanischen Fangschrecke *Idolum diabolicum**), die in der Tracht einer schönen Blume mit fangbereiten Armen auf Schmetterlinge lauert, eine bescheidene Leistung ist. — Andererseits hat freilich die Menschheit auf diesem Gebiete in Lüge, Verleumdung und Heuchelei Kriegsmittel hervorgebracht, um die sie die Tierwelt beneiden könnte.

So sehen wir denn, daß Krieg und Kriegsgebrauch sich ebensogut als allgemein-biologische Erscheinung betrachten lassen, wie ihr Gegenteil: das typische Opfer im Dienste anderer. Wonach wir hoffen dürfen, im Reich der Tiere, wo eine unvergleichlich längere Geschichte das Zweckmäßige reiner vom Schädlichen gesondert hat, einen Anhalt dafür zu finden, in welcher gegenseitigen Abgrenzung Kriegerrecht und Opferdienst bei Menschen für die Erhaltung nützlich sind.

Beschreiten wir jetzt diesen Weg, so muß uns noch ein Umstand von technischer Bedeutung gegenwärtig sein, auf dessen Beachtung uns wiederum die Biologie verweist. Wir brauchen nicht von Fall zu Fall zu prüfen, inwieweit das Kriegerrecht, inwieweit Opfer zweckmäßig sind; sondern es genügt, die Nützlichkeit der typischen Opfer nachzuweisen. Was übrig bleibt, ist ohne weiteres, bei Tier und Mensch, das reine und unbeschränkte Recht des Krieges. Denn Krieg mit allen Mitteln ist älter als irgendein Opfer und irgendwelche menschliche Moral. Er stellt in den Beziehungen der Lebewesen zueinander die erste und fundamentalste Zweckmäßigkeit dar;

*) Die Teufelsblume aus der Familie der Fangschrecken (*Mantidae*) Die Farbentafel (vor S. 105) ist mit Genehmigung des Bibliographischen Instituts zu Leipzig „Brehms Tierleben“ 2. Bd. 1915 entnommen.

den Urzustand, von dem sich später unter besonderen Bedingungen die typischen Opfer vereinzelt abgesondert haben.

Diesen besonderen Bedingungen nützlicher Opfer gehen wir jetzt nach. Drei Gruppen lassen sich unterscheiden.

Im ersten Falle steht das Opfer im Dienste der Zahl. Die Umwelt spielt den Geschöpfen so übel mit, läßt einen solchen Hagel der Vernichtung durch Hunger und Kälte, gewalttätige Feinde, Ertrinken, Vertrocknen usw. auf sie niedergehen, daß nur solchen Stämmen die Aussicht winkt, das große Los des Übrigbleibens zu ziehen, die viele Lose genommen, d. h. massenhaft Individuen hervorgebracht haben.

Um diese Mengen zu schaffen, opfern die Männchen für die Befruchtung der Weibchen, diese für die Erzeugung und Pflege der Jungen Ruhe und Kraft. Viele Mütter verzichten auf einen Teil der erlangten Nahrung zu Gunsten ihrer Brut. Wenn es Raubtiere sind, verschmähen sie standhaft und selbst im grimmigsten Hunger, die Jungen als eine bequeme Beute aufzufressen. Bei der Verteidigung der Brut gehen sie oft bis zur Aufopferung ihres eigenen Lebens; was selbst dann noch im Interesse der zahlenmäßigen Vermehrung gelegen ist, wenn die Alte sich für ein einziges Junges opfert: ist sie doch ihrem natürlichen Ende näher als das Junge und somit für die Erhaltung des Stammes entbehrlicher.

Im Dienste der Zahlvermehrung sehen wir ferner zuweilen Geschwister oder sogar nicht näher verwandte Artgenossen einander ein Opfer bringen: Fleischfresser zeigen zumeist eine deutliche Abneigung gegen das Verzehren von Individuen der gleichen Art. Doch hätte es hier keinen Sinn, das Opfer bis zur Selbstvernichtung oder schweren eigenen Schädigung zu treiben: wenn von zwei gleichwertigen Artgenossen einer zu Grunde gehen muß, so kommt für die Gesamtzahl ja nichts darauf an, ob dieser stirbt oder jener. Darum verteidigen die Artgenossen und selbst Geschwister einander nicht, fressen sich mitleidlos das Futter weg, und bei empfindlichem Nahrungsmangel fressen sie sich auch wohl gegenseitig. — Überdies hört gegenseitige Schonung der Artgenossen vollends auf, im Sinne der Zahlvermehrung nützlich zu sein, wenn eine Art den ganzen Raum bereits erfüllt, der ihr erreichbar ist: dann bliebe das Opfer zwischen Gleichwertigen nur noch im engeren Kreis



Teufelsblume.

der einzelnen Familien, die innerhalb der Art um Ausbreitung und Vorrang ringen, vorteilhaft, während außerhalb der Familie das reine Kriegerrecht, der unbeschränkte Kampf an seine Stelle träte.

Und fragen wir nun, was von den Regeln der menschlichen Moral aus dieser ältesten und primitivsten Quelle stammen möge, so sind natürlich vor allem die mächtigen, für alle Völker typischen Triebe zur Bildung und Erhaltung der Familie mit all ihren schweren Opfern an eigenem Vorteil darauf zurückzuführen. Daneben steht die allgemeine Verurteilung des Bruder- und Verwandtenmordes und ferner wohl eine verbreitete Abneigung gegen den Kannibalismus, die freilich bei starkem Fleischmangel auch überwunden wird.

Darüber hinaus aber ist das Bedürfnis rein zahlenmäßiger Ausbreitung keine ergiebige Quelle menschlicher Tugenden. Schon unter Geschwistern ließe sie jede gegenseitige Schädigung durch Lüge oder Gewalttat zum Zwecke der Selbsterhaltung frei. Wie viel mehr unter Volksgenossen oder gar von Volk zu Volk. Die Zahl aller Menschen ist längst so groß, daß ihrer weiteren Vermehrung kein merklicher Nützlichkeitswert für die Erhaltung des Menschengeschlechtes mehr beigemessen werden kann: also würde selbst zwecklose Tötung außerhalb des eigenen Verwandtschaftskreises nicht schädlich, d. h. nicht unmoralisch sein.

Und jedenfalls wäre gegen den Lügenkrieg unserer Feinde, wenn es nur diese Wurzel des Moralischen gäbe, nichts einzuwenden.

Bei einer zweiten Gruppe geschieht das Opfer im Dienste der Macht. — In den bisher betrachteten Fällen wird angenommen, daß die Geschöpfe der über sie hereinbrechenden Vernichtung wehrlos und rettungslos verfallen sind, und daß nur diejenigen überleben, die dank der Individuenzahl ihres Stammes der Katastrophe entgangen waren. Nicht alle Formen der Vernichtung sind aber so radikaler und übermächtiger Art. Wird der Kampf nicht gegen Naturgewalten, etwa vulkanische Feuerströme oder totale Vereisung eines Wohngebietes, sondern Tier gegen Tier geführt, sei es in Angriff, Verteidigung oder gewaltsamer Durchsetzung des Anspruchs an Raum und Nahrung, dann erhält neben der Zahl der Individuen die Kraft des Einzelieres ausschlaggebenden Wert: das stärkere siegt. Da nun die Energie der Tiere im allgemeinen von ihrer Masse abhängig ist,

so hatten im Durchschnitt diejenigen Stämme die meiste Aussicht, zu überleben, denen die Eigenart innewohnte, im Laufe der Stammesgeschichte massiver zu werden.

Aber diese stammesgeschichtliche Massen- und Energievermehrung konnte auf zweierlei Weise von sehr verschiedenem Tempo vor sich gehen. Entweder durch bloßes Wachstum, langsame Verschiebung der für das Größerwerden des Einzeltieres vorgeschriebenen Grenze nach oben; wobei Millionen von Jahren vergehen mochten, ehe die Art ihren Umfang verdoppelte. Oder gleichsam sprunghaft, indem durch Änderung der Teilungsweise oder des Verhaltens je eine Mehrzahl gleichwertiger Individuen zu einer neuen Kampfeinheit verbunden wurde, ein „Bündnis“ bildete, dessen vervielfältigte Gesamtenergie allen seinen Teilnehmern zugute kam.

Besonders die letztere Form der Machterhöhung muß den Stämmen, denen sie gelang, ein ausschlaggebendes Übergewicht über bis dahin gleich starke Feinde verliehen haben. Welch eine Umwälzung der Machtverhältnisse, als in der Welt der Einzelligen zum ersten Male vielzellige Wesen nach Art von *Volvox* und *Eudorina* (vor S. 109) gebildet wurden, ein Herrengeschlecht von dutzendfach oder tausendfach vermehrter Größe und Kraft! Begreiflich, daß das einfache Rezept, mit dem sie ihre Machterhöhung erreichten. — Zusammenhalten der durch den Teilungsprozeß gelieferten Individuen anstelle der früheren Loslösung — noch wiederholt mit bestem Erfolg verwendet worden ist. Stammt doch das ganze ungeheuer Reich der Gliedertiere von kettenartig gegliederten Ringelwürmern ab, die allem Anschein nach durch „Kettenbildung“ — halb unterdrückte Querteilung — aus ungegliederten Würmern hervorgegangen und dadurch sprunghaft zu vielfacher Länge und Macht gekommen waren. Andererseits haben sich oftmals freie Individuen gleicher Art zu lockeren, nur durch Instinkte zusammengehaltenen Bündnissen zusammengetan. Wilde Einzelbienen hausen an der gleichen Lehmwand zu Tausenden nebeneinander, was ihnen den Vorteil bringt, daß ihr gemeinsamer Angriff große Feinde vertreiben kann. Wölfe und andere Hunde hetzen in Rudeln ein Wild zu Tode, das schneller und ausdauernder ist als jeder einzelne von ihnen, indem bald dieser, bald jener durch Abschneiden einer Kurve zu einiger Erholung Zeit gewinnt. Löwen kreisen truppweise ihre Beute ein und treiben sie sich zu. Mit dem Ergebnis gesteigerter

Sicherheit vor ihren Feinden schließen sich manche Fische, zahlreiche Vogelarten, viele Säuger zu Schwärmen oder Herden zusammen: so bilden sie Einheiten von ununterbrochener Wachsamkeit, während das einsam lebende Einzeltier seine Leistung notgedrungen zwischen Fressen und Aufpassen teilen müßte.

Auch in der Menschheitsgeschichte hat die Entwicklung zur Macht durch „Bündnisse unter Gleichen“ von jeher die allergrößte Rolle gespielt. So ging in frühester Zeit aus der Familie, die anfangs nur im Dienste der Zahlvermehrung und lediglich zum Vorteil der schutzbedürftigen Jungen zusammenhielt, das Blutsverwandten-Bündnis hervor, indem die herangewachsenen und selbständig gewordenen Kinder mit ihren Eltern zu gemeinsamer Jagd, Verteidigung, Arbeit verbunden blieben, nunmehr zum Vorteil aller Familienglieder. — Je größer die Familie, desto stärker ihre Macht. Deshalb geschah es, daß derjenige Verwandtschaftsgrad, bei dem die Familienglieder zur Bildung eigener Familien auseinander gingen, nach dem Prinzipie des „langsamen Wachstums“ allmählich hinausgeschoben wurde: außer Eltern und Kindern blieben nun auch die Enkel und deren Nachkommenschaft dem Bunde treu. So entstand die Horde. Daneben aber mögen sich oft genug ganze Familien zur Bildung von Horden zusammengetan und ihre Macht dadurch sprunghaft vergrößert haben. Im Konkurrenzkampf der Horden bildete sich — durch Wachstum oder Bündnis — der Stamm. Stämme wurden zu Völkern. Und immer noch herrschte das alte Gesetz, daß übrigblieb, nur wer die Kraft besaß, mächtiger zu werden. Völker, die ihre Volkszahl rasch vermehrten, verdrängten andere. Als neues Mittel der Vergrößerung kam territoriale Eroberung hinzu. Vor allem aber blieb der sprunghafte Machtgewinn durch Bündnis mit anderen Völkern das wirksamste, alles politische und kriegerrische Gleichgewicht mit einem Schlage verändernde Mittel zum Sieg, das heiß erstrebte Ziel der Regierenden, — der „cauchemar des coalitions“ für die Alleingeliebenen.

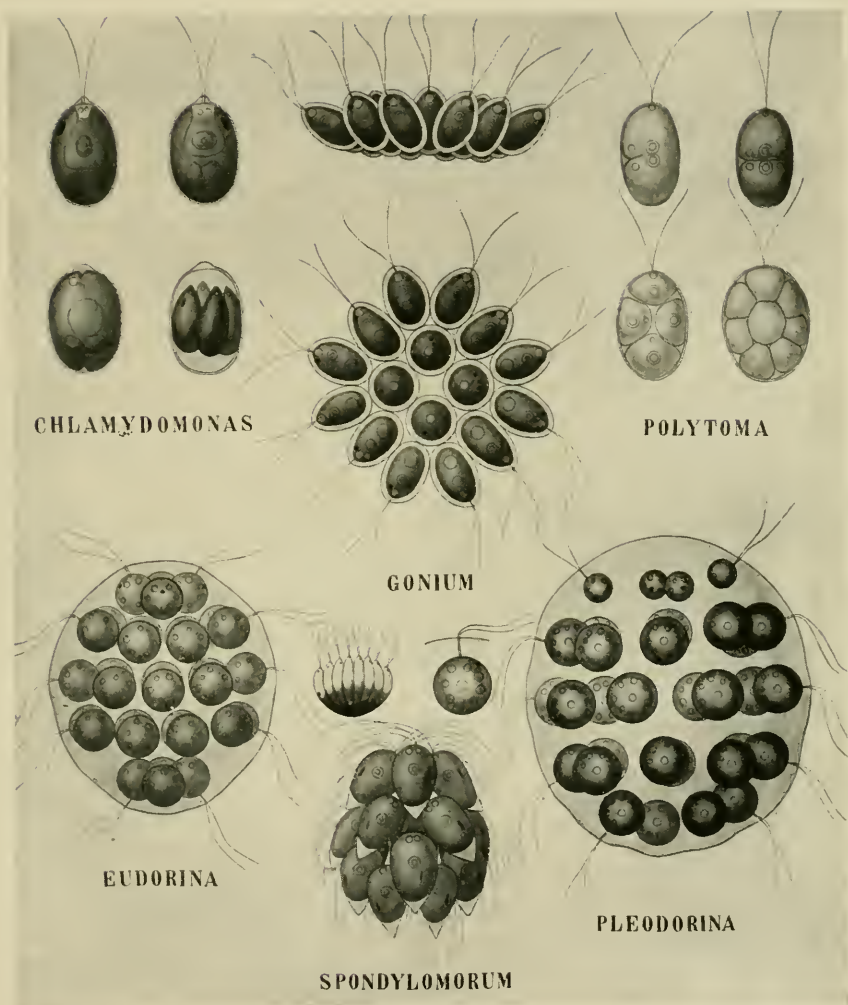
Diese verbreitete und tief bedeutungsvolle Erscheinung des „Bündnisses unter Gleichen“ bedingt nun aber für die Teilnehmer eines Bundes nicht lediglich Gewinn, sondern mutet ihnen — und damit tritt unser heutiges Problem wieder in den Vordergrund — auch Opfer zu.

Vor allen Dingen blieb die Pflicht der Schonung von Stammesgenossen, die schon die bloße Bestandsvermehrung

von Einzelformen erfordert hatte, den Bündnisteilnehmern gegenüber nicht nur in Geltung, sondern vertiefte sich, da ihr Nutzen nun größer und dringlicher war. Ein Mitglied des Bundes töten oder durch sonstige Kriegsmittel, Raub oder Lüge schädigen, hieße ja, falls aus der Schädigung des einen Genossen nicht mindestens ein gleichwertiger Kraftzuwachs anderer entspringt, die Macht des Ganzen verringern. — Über die bloße Schonung hinaus aber bringen die Teilnehmer von Bündnissen unter Gleichen einander noch andere und ernstlichere Opfer dar. Besteht z. B. die Macht des Bundes in der gemeinsamen und hierdurch gesteigerten Wachsamkeit, so pflegt dasjenige Mitglied, das den Feind zuerst bemerkt, den übrigen durch einen besonderen Ruf das Zeichen zur Flucht zu geben. Laut jagende Wildhunde signalisieren durch ihr Gekläff den zurückbleibenden den Weg, den die Hetze nimmt. Verteidigungsbünde legen den Mitgliedern die Verpflichtung auf, selbst dann zu kämpfen, wenn sie garnicht persönlich angegriffen worden sind. — In jedem Falle geben Individuen oder Gemeinschaften von solchen, die mit anderen gleicher Art ein Bündnis schließen, einen Teil ihrer Freiheit preis. Die Zellen des *Polyax* schwimmen nicht mehr, wie ihre einzelligen Vorfahren, nach der Geburt davon, sondern haften aneinander. Die gemeinsam nistenden Einzelbienen, die Wölfe und alle anderen in Rudeln und Schwärmen lebenden Tiere werden von Instinkten zusammengeführt und zusammengehalten, durch die das Individuum die unabhängige Verfügung über seinen Aufenthalt und seine Bewegungen zum Teil verliert.

Entsprechende Opfer verlangt der menschliche Machtbund von seinen Teilnehmern. — Auch hier mag der Zusammenschluß der Familienglieder zum Blutsverwandtenbund, vielleicht auch dessen Erweiterung zur Horde noch instinktiv gewesen sein. Allmählich trat dann an Stelle des dunklen Herdentriebes die Tradition, zuerst in der Form uralter heiliger Sitte, späterhin als Gebot der „Ehre“, das durch „Verträge“ geschlossene Bündnis einzuhalten, bis schließlich das wohlverstandene Interesse der Vertragschließenden, die intelligente Inrechnungstellung der zu erwartenden Gegenseitigkeit, nur künstlich und ziemlich schwach gestützt vom „Völkerrecht“, zur Hauptgrundlage des Zusammenhaltens geworden ist.

Auf allen Stufen aber, bei Tier und Mensch, bestehen im reinen Machtbund deutliche Grenzen für Opferpflicht und



Koloniebildende Protozoen

Wandtafel aus der Unterrichtssammlung des Museums,
geschenkt von Dr. Hugo Merton, 20. Januar 1912

Bundestreue. Zu einer „Aufopferung“ eines Bundesgenossen für den anderen, einer erheblichen Selbstschädigung kommt es immer nur dann und insoweit, als dies für die Gesamt-Machtsumme des Bundes von Vorteil ist. Daß ein Teilnehmer sich selber schwächt, um die Kraft eines anderen in gleichem oder geringerem Maße zu vermehren, würde sinnlos sein. Und das bekannte Wort *Caprivis*: man müsse den Bundesgenossen wirtschaftlich stärken (notabene, indem man sich selber entsprechend schädigt), ist vom Standpunkt des reinen Machtbündnisses mit vollem Recht lebhaft getadelt worden. — Auch hätte es keinen erhaltungsmäßigen Sinn, die Bundestreue zu bewahren, wenn der Untergang der ganzen Gemeinschaft sicher ist. Vom Standpunkt des reinen „Machtbundes unter Gleichen“ würde also die Treulosigkeit Italiens und Rumäniens, die unser Schicksal für besiegelt hielten, der Absicht nach nicht unmoralisch gewesen sein. —

Was lehren uns nun, so fragen wir im Sinne unseres heutigen Problems, die innerhalb eines Machtbundes erforderlichen Opfer für das Verhalten der bündnisbildenden Wesen zu fremden, außerhalb ihres Bundes stehenden Geschöpfen, z. B. zu anderen Bünden der gleichen Art?

Zunächst ist klar, daß außerhalb des Bundes die Opferpflichten, die er für seine Teilnehmer bedingt, eben zu Ende sind. Hier gilt noch immer der Urzustand, das Recht des Krieges. Im allgemeinen zwar, wie wir erfahren haben, mit der Beschränkung, daß im Interesse der Bestandsvermehrung Artgenossen möglichst zu schonen sind. Beim Menschen aber, dessen Gesamt-Individuenzahl durchaus keiner Vermehrung mehr bedarf, fiel auch diese Beschränkung hinweg, und jede Gewalt und jede Treulosigkeit, wie sonst artfremden Wesen gegenüber, ständen ihm außerhalb seines Bundes frei.

Allein so sehr Moral und Nützlichkeit sich innerhalb und außerhalb des Bundes unterscheiden, — in einer Hinsicht gehen die innerhalb geltenden Verpflichtungen doch über seine Grenzen ein wenig hinaus. Wenn es ein Vorteil war, vom Zustand der Einzelligkeit durch Bündnis zur Vielzelligkeit, von da zu weiteren und immer größeren Bünden fortzuschreiten, dann war es auch in irgendeinem Grade vorteilhaft, Geschöpfen der gleichen Art gegenüber schon vor der Bundesbildung dasjenige Verhalten zu betätigen, das innerhalb des Bundes den Zusammenschluß bewirkt; denn ohne einen solchen ersten

Schritt würde der Abschluß neuer Bünde schwierig oder unmöglich gewesen sein. — Welche Einzeller hatten die meiste Aussicht, Vielzeller zu werden? Offenbar die, bei denen schon ohnehin eine leichte Klebrigkeit, ein minder scharfer Abschluß gegen fremde Leiber der gleichen Art vorhanden war. Welche Tiere bildeten Rudel, Herden, Schwärme? Nicht die gegen ihresgleichen grimmigen und zänkischen, sondern die von Haus aus zutraulichen. Und welche Menschen mögen zuerst von der Brutpflegefamilie zum Blutsverwandtenbund, von da zur Horde, zum Volke, zum Völkerbündnis vorgeschritten sein? Diejenigen, bei denen schon vorher die dazu nötigen Eigenschaften andeutungsweise vorhanden waren: verträgliche Brüder, redliche und vertrauenswürdige Horden, Völker, die sich durch Treue gegen bisherige Verbündete, ehrliches Verhalten gegen fremde, selbst feindliche Völker als „bündnisfähig“ erwiesen hatten. So wurde Redlichkeit gegen Nichtverbündete — eigentlich ein schädlicher Verzicht auf eine der wirksamsten Waffen — zur nützlichen, d. h. moralischen Eigenschaft.

Ist damit nun der Standpunkt unserer jetzigen Feinde, die eben diese Redlichkeit uns gegenüber so gründlich mißachten, widerlegt und unsere eigene Neigung, selbst Feinden gegenüber ehrlich und wahr zu sein, als einzig gut erwiesen? Nein! Dem die Voraussetzung, daß der Fortschritt zu immer größeren Machtbündnissen nützlich, also auch wert eines gewissen Opfers sei, trifft nicht unter allen Umständen zu: sie findet ihre Grenze, sobald kein Feind mehr vorhanden ist, der durch die sprunghafte Machterhöhung — in Angriff oder Verteidigung — zu besiegen wäre. Diesem kritischen Stadium aber nähert sich jetzt das Menschengeschlecht. In zwei gewaltige Bünde hat sich so ziemlich alles, was für den Kampf in Frage kommt, zusammengetan: Zentraleuropa auf der einen, die übrige Menschheit auf der anderen Seite. Gegen wen sollten sie sich, wenn einmal der Paroxysmus des Krieges vorüber ist, verbünden? Menschliche Mächte, die sie gemeinsam bekämpfen könnten, sind nicht mehr da. Den tierischen Mitgeschöpfen gegenüber ist längst die Menschheit so unbestrittene Siegerin, daß sie keines Machtzuwachses mehr bedarf. Und gegen die feindlichen Gewalten, die uns auf dieser Erde sonst noch bedrohen können: Epidemien, Aussterben der Nahrung, Veränderung des Klimas u. a., hilft keine noch so riesenhafte rein quantitative Erhöhung der mensch-

lichen Macht. Es hätte also wirklich keinen Zweck, wenn die Entente, der Möglichkeit eines späteren Machtbündnisses mit uns zuliebe, auf die gefährlichen Waffen der Lüge und Treulosigkeit verzichten wollte.

Es gibt aber noch eine dritte Art nutzbringender Opfer, das Opfer im Dienste der Organisation. Bestand das Machtbündnis aus lauter gleichen Individuen, die Gleichwertiges leisten und ihre Energien rein zahlenmäßig zusammenfassen, so ist das Wesen der Organisation im Gegenteil die Ungleichheit der innerhalb einer Gemeinschaft vollbrachten Leistungen, die Arbeitsteilung. — Organisation in einer Mehrheit von Individuen kann von zweierlei Ursprung sein.

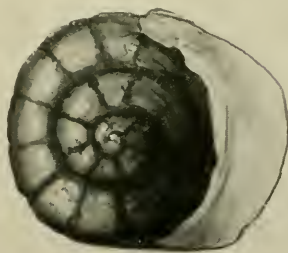
In manchen Fällen, „Symbiosen“ genannt, haben sich grundverschiedene Wesen, die früher selbständig lebten, zu einem gemeinsamen Haushalt zusammengetan, worin ein jedes vom anderen profitiert. So leben im Körper vieler Wassertiere (Schwämme, Korallen, Würmer u. a.) farbige Algen; sie haben dort den Vorteil sicherer Unterkunft, verwenden Stoffwechselprodukte ihres Wirtes als Nahrung für sich selbst und liefern ihm ihrerseits organische Stoffe als Betriebsmaterial. Die Seerose *Adamsia palliata* beschützt mit ihren Nesselwaffen den Einsiedlerkreb, auf dessen Schneckenschale sie sich angesiedelt hat (vor S. 113), verlängert ihm sogar sein Haus, wenn es für ihn zu klein geworden ist, durch Ausscheiden einer hornigen Platte: zum Lohne schleppt der Krebs sie überall mit herum und gibt ihr so Gelegenheit, an seiner Mahlzeit teilzunehmen. Der Mensch gewährt einer Reihe von „Haustieren“ Nahrung, Obdach und Pflege, während er seinerseits ihr Fleisch, ihr Haar, ihre Körperkraft und Ähnliches für sich in Anspruch nimmt. — Und wenn man es recht bedenkt, sind auch die Bündnisse moderner Staaten nicht reine „Machtbündnisse“, sondern, wenigstens in gewissem Grade und Sinne, Symbiosen. Es ist nicht mehr wie in alter Zeit, als Horde zu Horde, Heerhaufe zu Heerhaufe stieß, um zahlenmäßig verstärkt die Schlachten zu schlagen. Heutzutage treten die Völker mit allem, was sie sind und haben, erzeugen und befördern können, in ihre Bündnisse ein. In dieser Hinsicht aber sind sie einander nicht gleich, sondern qualitativ verschieden. Der eine Bundesgenosse hat das größere Heer, der andere mehr Geld und Schiffe; dieser liefert Kohlen und Erze,

jener Korn und Fleisch. Und sollten sie an Kräften und Produkten wirklich einmal gleichwertig sein, so bedingt allein schon ihre geographische Lage, ihr räumliches Verhältnis zu Meeren, Flüssen und Gebirgen, zu ihren Bundesgenossen und den gemeinsamen Feinden, daß ein Verbündeter dem anderen Vorteile bringt, die er nicht besitzt und sich aus eigenen Kräften nicht beschaffen könnte.

Nun stellt natürlich die sprunghaft erhöhte Vielseitigkeit der Gesamtleistung denjenigen Vorteil dar, dem symbiotische Bünde ihre besondere Zweckmäßigkeit vor allem verdanken. Daneben aber hat gewiß bei vielen, vielleicht bei allen Symbiosen die Ungleichheit der Teilnehmer und ihrer Beiträge zur Gesamtarbeit des Bundes — weit entfernt, etwas bloß historisch Begründetes, Unvermeidliches, wohl gar Schädliches zu sein — eine erhaltungsfördernde Rolle gespielt. Denn Arbeitsteilung bedeutet Zeitgewinn: es leuchtet ein, daß eine verwickelte Gesamtaufgabe, deren einzelne Teile besonderen „Organen“ zu dauernder Verwaltung überwiesen sind, sich flotter und reibungsloser erledigen läßt, als wenn ein einheitliches Gebilde mit gleichzeitiger Erledigung aller Pflichten belastet wäre. Und auch im Kampfe ums Dasein heißt „Zeit gewonnen, alles gewonnen“.

Kein Wunder, daß das Prinzip der Organisation und Arbeitsteilung sich unter ganz anderen Umständen durchgesetzt und riesenhaft verbreitet hat, wo es sich nicht, wie bei der Symbiose, von selbst ergab, sondern durch „Differenzierung“, durch Ungleichwerden von Haus aus gleicher Teile nachträglich hervorgebracht werden mußte: bei Machtbündnissen der verschiedensten Art. Aus gleichzeitigen Volvocidenkugeln entwickelte sich durch fortschreitende Differenzierung die ungeheure Fülle tierischer Organisation. Die primäre Wurmkeite verwandelte sich zum reich differenzierten Körper des Gliedertieres. Die organisierten „Staaten“ der Bienen, Ameisen und Termiten mit ihrer Mannigfaltigkeit an Formen und Leistungen entstanden aus Schwärmen gleichwertiger Individuen. So haben sich auch menschliche Bünde auf ihre besondere Weise vielseitig differenziert. Zwar konnte die uralte, im Dienste der Zahlvermehrung zu universeller Verbreitung gelangte Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib in den Betrieb des Blutsverwandtenbundes fix und fertig, nach Art der Symbiose, übernommen werden; doch dürfte die beiderseitige körperliche und geistige Spezialisierung im Laufe der Zeit noch etwas gesteigert worden sein. Und

ADAMSIA PALLIATA



G
1913

Einsiedlerkrebs und Seerose
Wandtafel aus der Unterrichtssammlung des Museums,
gemalt von B. Groß, 1913

frühzeitig, vielleicht schon in den Horden, sicher in den Stämmen, begann die Gliederung in Herrscher, Krieger, Beamte und Arbeitsleute jeder Art, die im modernen Staate zu so erstaunlicher Feinheit und Mannigfaltigkeit gediehen ist.

Und welches sind die Opfer, die von den Teilnehmern organisierter Bünde gefordert werden? Es sind der Art nach die gleichen wie bei den Bündnissen im Dienste zahlenmäßig vermehrter Macht. Die Teilnehmer geben mehr oder minder ihre Freiheit preis. An Stelle der egoistischen Kriegsmittel Falschheit und Gewalt tritt gegenseitige Schonung, Zuverlässigkeit und Förderung. Nur hat dies alles im Dienste der Organisation weit höhere Grade erreicht. Denn auch die Abhängigkeit der Individuen voneinander und vom Wohle der Gesamtheit ist eine ungleich größere; in Fällen vollkommener Arbeitsteilung kann sie eine absolute sein. Unter solchen Umständen wird jede Schädigung eines qualitativ verschiedenen Genossen mittelbar zur Selbstschädigung: sie wäre erhaltungswidrig und unmoralisch. Andererseits gewinnt — im Gegensatz zum bloßen Machtbund — die Pflicht, Genossen des Bundes selbst dann zu fördern, wenn eigener Kraftverlust von gleichem oder höherem Ausmaß damit verbunden ist, einen breiten, mit der Höhe der Differenzierung wachsenden Raum. Darmzellen verwenden die Nahrung, die sie aufgenommen haben, nicht zu eigener Vergrößerung, sondern geben sie an andere Zellen des organisierten Körpers weiter. Arbeitsbienen füttern Drohnen und Königinnen. Wenn wir den Türken Truppen und Munition zum Schutze der Dardanellen geliefert haben, so wußten wir genau, warum. Auch auf Capravis vielgeschmähte „wirtschaftliche Stärkung des Bundesgenossen“ fällt, sobald das Bündnis kein bloßer Machtbund, sondern auf Arbeitsteilung gegründete Symbiose ist, ein anderes Licht. Und auf den höchsten Stufen der Differenzierung steigert sich die Förderungspflicht nicht selten bis zur völligen Selbstaufopferung des Individuums. Enthält doch die Organisation nicht weniger Bünde besondere Organe — z. B. die Giftzangen der Seeigel, bazillentötende Leucocyten im Wirbeltierkörper, „Krieger“ in Menschen- und Insektenstaaten —, die eigens dazu bestimmt und durch Instinkt oder Tradition gezwungen sind, ihr Leben rücksichtslos für die Gesamtheit einzusetzen. — Im ganzen ist, was menschliche Verhältnisse betrifft, nicht zu verkennen, daß die im Dienste der staatlichen Organi-

sation geforderten Opfer die reichlichste und wichtigste Quelle unserer Moralbegriffe gewesen sind.

Und nun heben wir abermals den Faden unserer eigentlichen Untersuchung wieder auf, indem wir fragen: was folgt denn aus Arbeitsteilung und Organisation für das Verhalten der organisierten Gebilde gegenüber Geschöpfen, die außerhalb ihres Organismus stehen? Wird sich ergeben, daß unsere deutsche Neigung, die innerhalb des Staates vorgeschriebenen Opfer der bürgerlichen Moral auf das Verhältnis von Staat zu Staat zu übertragen, biologisch berechtigt ist oder nicht? Auf zwei verschiedenen Wegen erreichen wir unser Ziel.

Hiervon erscheint der eine als die erfolgreiche Verlängerung desjenigen Weges, der uns schon bei der Betrachtung der Machtbündnisse eine Strecke weit geführt, dann aber plötzlich im Stich gelassen hatte. Der Urzustand des Krieges mit allen Mitteln, der zwischen lebendigen Gebilden fortbesteht, soweit sie nicht im Dienst der Zeugung gewisse Opfer zu bringen oder, als Teilnehmer eines Bundes, mit einer Anzahl von Mitgeschöpfen Frieden geschlossen haben, erleidet, wie wir sahen, noch eine weitere kleine Einschränkung: ein angemessener Grad von „Bündnisfähigkeit“, von friedlich-redlichem Verhalten gegen Fremde kann, indem er den Abschluß neuer Bünde erleichtert, zuweilen von Nutzen sein. Und dieser Vorteil der Bündnisfähigkeit erscheint, sobald wir ihn zu Organisation und Arbeitsteilung in Beziehung bringen, noch etwas verstärkt und ausgedehnt. Richtet die bündnisbildende Eigenschaft sich gegen Gebilde der gleichen Art, so ist dies umso nützlicher, als ein daraus entstandenes Machtbündnis die Möglichkeit in sich schließt, demnächst durch Differenzierung zu der noch vorteilhafteren Arbeitsteilung überzugehen. Und neben die Bündnisfähigkeit für gleiche tritt jetzt noch die für fremde Wesen, mit denen ein symbiotisches Verhältnis geschlossen werden könnte.

Nun hatte uns die Einsicht, daß bündnisbildende Eigenschaften auch außerhalb eines bereits bestehenden Bundes von Nutzen sein können, für unsere Hoffnung auf eine Lösung des kriegsmoralischen Problems im deutschen Sinne nichts genützt, — solange nämlich die Bündnisbildung moderner Staaten vom Standpunkte bloß quantitativer Machtvermehrung betrachtet wurde. Just an der kritischen Stelle hört, aus Mangel an ebenbürtigen Gegnern, die weitere Machtvermehrung und damit auch die Bünd-

nisfähigkeit auf, von Nutzen zu sein. Das ändert sich aber, wenn wir bedenken, daß Staatenbünde in Wirklichkeit Symbiosen sind. Als solche bringen sie den Verbündeten einen Zuwachs an qualitativer Leistungsfähigkeit. Ihr Nutzen ist vom absoluten Stärkemaß der möglichen Feinde unabhängig. Ein symbiotisches Bündnis aller menschlichen Staaten, das deren qualitativ verschiedene Kräfte, Produkte, Bedürfnisse zu gegenseitigem Gewinn in einheitliche Verwaltung nähme, würde nicht sinn- und zwecklos sein, sondern könnte die Dauerfähigkeit aller Einzelstaaten in ihrem Kampfe ums Dasein entschieden erhöhen. Wer wollte sagen, ob nicht ein organisierter Weltbund in Wirklichkeit der Endzustand ist, dem die Entwicklung des Menschengeschlechtes zutreibt und zutreiben muß, soll es im Kampf mit feindlichen Naturgewalten nicht vorzeitig zugrunde gehen? Haben sich doch im Reiche des Lebendigen, wohin wir auch schauen, Verbündung und Arbeitsteilung in allergrößtem Umfang und immer neuen Formen durchgesetzt. — Wenn aber ein weiterer Zusammenschluß der menschlichen Staaten auch bei dem jetzt erreichten Stande der Machtverteilung noch nützlich ist, dann kann wohl die Betätigung bündnisfähiger Eigenschaften, die Redlichkeit gegenüber dem Feinde, nicht wertlos und töricht sein.

Über ein völlig anderes, dem Menschen fast ausschließlich eigentümliches Gebiet führt unser zweiter Weg zum Ziel. Sein Ausgangspunkt und Untergrund ist die Erscheinung, daß in den menschlichen Staaten der Zwang zum Opferbringen nicht, wie bei der tierischen Organisation, auf angeborenem Instinkt, sondern ganz vorwiegend auf Überlieferung, auf „Tradition“ beruht: mit ihrem Wesen müssen wir uns jetzt noch etwas näher beschäftigen.

Wie kam es überhaupt, daß diese neue Form der Bewirkung an Stelle der altbewährten Instinkte getreten ist? Als die sich fortentwickelnde Menschheit reif geworden war, vom bloßen Machtbund der primitiven Horde zu Organisation und Arbeitsteilung überzugehen, befand sie sich, was die Beschaffung der hierzu erforderlichen Opfer betraf, in einer verwickelten Lage. Der tausendfach erprobte Weg, die Gesamtheit der Opfer durch neuauftretende Instinkte zu erzwingen, stand nicht so ohne weiteres frei. Die Hordenmenschen waren intelligent! Und wenn ihr Verstand auch wohl den unsrigen nicht erreichte, so

war er doch sicherlich groß genug, um ihre angeborenen Triebe auf ihr Verhältnis zum egoistischen Interesse des Individuums mißtrauisch zu überwachen, eventuell zu überwinden. Einen Termiten-Krieger so einzurichten, daß er den Feind der Gemeinschaft, der seine Sinne reizt, in rücksichtsloser Aufopferung angreifen muß, war im Prinzip nicht schwerer, als ihn das Fressen zu lehren. Das Tierchen weiß ja nichts von Lebensgefahr und Tod. Wenn aber z. B. bei allen jungen Männern eines Menschenstammes die instinktive Neigung aufgetreten wäre, unter Einsatz ihres Lebens die Gemeinschaft zu verteidigen, so wäre damit in praxi für die Erhaltung des Stammes nicht eben viel erreicht gewesen: vermutlich hätten die meisten der jungen Krieger auf intelligentem Wege festgestellt, daß Selbsterhaltung besser sei als Tapferkeit für andere, und ihren angeborenen Opferungstrieb durchaus zu beherrschen gewußt. Hier wie in anderen Fällen hätte der hartnäckige Widerstand der Intelligenz zum mindesten bewirkt, daß unverhältnismäßig starke und komplizierte Instinkte erforderlich geworden wären. Dies hätte wiederum auf die benötigte Zeit zurückgewirkt. Um den Bedarf an Opfern für eine mäßig hohe Organisation auf instinktivem Wege bereitzustellen, würden wohl viele Jahrhunderttausende und jedenfalls eine längere Zeit, als seit dem Anfang staatlicher Arbeitsteilung verflossen ist, notwendig gewesen sein. Es war unter diesen Umständen unvermeidlich, daß die Entwicklung zum organisierten Staat auf einen Seitenweg überglied, der einen unvergleichlich rascheren Fortschritt ermöglichte: den Weg der Tradition. Hier brauchten nur ganz wenige, der Qualität nach einfache, dabei aber starke Instinkte — vor allem Nachahmungstrieb und Eitelkeit — vorhanden zu sein, deren Aufgabe lediglich darin bestand, den Widerstand des selbstsüchtigen Individuums gegen das Opfer an sich zu überwinden. Der eigentliche Inhalt der staatlichen Opferpflicht aber wurde durch Überlieferung — sei es zufällig nützlicher Moden, sei es von Lehren hervorragender intelligenter Stammesgenossen, die das für die Gesamtheit Heilsame erkannten und verkündeten — verhältnismäßig rasch beschafft und konnte je nach wechselnden Bedürfnissen ebenso rasch verändert werden.

Allein, wenn die Methode der traditionellen Opferbeschaffung infolge der Zeitersparnis, zu der sie führte, geeignet war, sich gegenüber einer Entwicklung spezialisierter Opferinstinkte erfolgreich durchzusetzen, so hatte doch auch sie unter dem

inneren Gegensatze zwischen Opferpflicht und Intelligenz nicht wenig zu leiden. Kein Wunder, daß mancherlei weitere, den Zwang zum „Opfer an sich“ verstärkende Hilfsmechanismen aufgetreten sind. Durch innige Verknüpfung intelligenter Leistungen mit instinktiven entstanden Suggestibilität, Ehrgefühl, Religion, auf rein intelligentem Wege Gesetz und Recht. Und dennoch war unvermeidlich, daß immer wieder das Durchschnittsmaß der Opferwilligkeit unter das im Kampfe ums Dasein erforderliche Niveau herabzusinken drohte. In dieser Bedrängnis trat eine entscheidende Wendung ein.

Während ursprünglich ein Opfer nur insoweit nützlich, d. h. moralisch war, als es den Staat unmittelbar förderte, seine Feinde bekämpfte, sein inneres Leben begünstigte, kam eine neue Art von Opfern in Gebrauch, das Opfer im Dienste der Tradition. Es wurden Opfer gebracht, die eigens darauf berechnet waren, vermittels des Nachahmungstriebes und anderer Hilfsmechanismen das allgemeine Niveau der Opferwilligkeit auf der erforderlichen Höhe zu halten; für unmittelbare Erhaltung des Staates an sich konnten sie überflüssig, wohl gar schädlich sein. Und zwar geschah dieser wunderliche Opferdienst, der doppelten Bewegungsmöglichkeit des Niveaus nach oben und unten entsprechend, auf zweierlei Weise.

Ein Zug nach oben wurde dadurch ausgeübt, daß einzelne Bürger — Weise oder Fanatiker — ihren Mitbürgern Vorbilder der Opferwilligkeit vor Augen stellten. Sie begingen opfervolle, sie selber schädigende und für das unmittelbare Staatswohl zum mindesten dem Grade nach nutzlose Handlungen mit Vorbedacht so, daß möglichst viele Volksgenossen das Opfer sehen oder von ihm erfahren mußten: diese ahmten dann, soweit sie von ihren Instinkten dazu getrieben wurden, dem Vorbild nach. Daß sie es keineswegs alle erreichten — was für den Staat nichts weniger als erwünscht, wohl gar verderblich gewesen wäre —, dafür war durch die opferscheue Selbstsucht der breiten Masse genügend gesorgt. Aber der Durchschnitt der allgemeinen Opferwilligkeit stieg und konnte, bei passender Zahl und Werbekraft der Vorbilder, zu jeder nützlichen Höhe gesteigert werden. Die Geschichte aller zur Blüte gelangten Staaten ist reich an Opfern dieser Art. Daß Sokrates den Giftbecher trank, war an und für sich, da es Athen seines besten Bürgers beraubte, nicht vorteilhaft; aber das Vorbild des Weisen stärkte

die Tradition des Rechtes und des Gehorsams gegen den Staat. Leonidas, Winkelried und viele andere Helden gaben ihr Leben hin, um durch ihr Vorbild zu wirken. Das Christentum, das sich als stärkste staatsbildende Macht erwiesen hat, ist völlig auf dem Prinzip des vorbildlichen Opfers aufgebaut. Die grenzenlose, das für den Staat erforderliche Niveau bei weitem überschreitende Demut und Menschenliebe des Jesus Christus und sein Opfertod gaben den ersten gewaltigen Stoß zu einer die halbe Menschheit ergreifenden Welle staatsbildender Opferwilligkeit, die an den Leiden der Märtyrer, der Armut der Mönche, dem Zölibat der Priester — Handlungen, die an und für sich dem Staate mehr schädlich als nützlich sind — immer wieder neue, den allgemeinen Durchschnitt emporziehende Vorbilder gefunden hat. Und selbst der Fakir leidet seine Qualen nicht ganz vergebens: der gaffenden Menge wird immerhin vor Augen geführt, was einer an Opfern vertragen kann.

Neben dem „Zuge nach oben“ aber war es von größter Wichtigkeit, zu verhindern, daß das Niveau der Opferbereitschaft für den Staat durch schlechtes Beispiel nach unten herabgezogen werde. Diese Gefahr drohte von der nahen Berührung zwischen der Opferpflicht einerseits und dem Urzustande des Egoismus anderseits, der gegen staatsfremde Wesen und in gewissen Dingen sogar den Staatsgenossen gegenüber nützlich, d. h. geboten war: es stand zu befürchten, daß das Niveau der Opferwilligkeit durch das Beispiel des Egoismus beeinträchtigt werden könnte. — Ein Tierstaat, der für jedes besondere Opfer einen eigenen, in Reiz und Reaktion selbständigen Instinkt besitzt, kennt dieses Bedenken nicht. Die Ameise wird in ihrem vorschriftsmäßig freundlichen Verhalten zu Nestgenossen nicht um ein Jota dadurch irregemacht, daß sie die Nestfremden, die etwas anders riechen, feindlich verfolgen soll. Die Opfertradition des Menschen aber ist, so glänzend sie sich durch Schnelligkeit und Schmiegsamkeit bewährt, ein gar empfindliches und unsolides, in mancher Hinsicht ungeschicktes Ding. Ihr wichtigstes Werkzeug, die Nachahmung, ist doch von Haus aus ein blinder Instinkt und ebenso bereit, das Nützliche wie das Schädliche, ein vorbildliches Opfer wie auch das schlechte Beispiel selbstsüchtiger Gewalt zu reproduzieren.

So begreifen wir denn zunächst, daß in den höchstentwickelten menschlichen Staaten noch eine weitere Art von inner-

staatlichen Opfern zu unbedingter Geltung gelangen konnte, deren einziger Nutzen darin besteht, die Tradition der Opferwilligkeit vor schlechtem Beispiel zu bewahren. Schonende Behandlung der hoffnungslos Kranken und Schwachen bringt für den Staat keinen unmittelbaren Gewinn, im Gegenteil, und überall da, wo spezialisierte Instinkte einzige Triebkraft sind, pflegen derartige Bestandteile des staatlichen Organismus erbarmungslos beseitigt zu werden. Bei vielen Menschenstaaten aber haben sich die Pflichten des Mitleids mit Schwachen, der Wohltätigkeit gegen Arme, der Ehrfurcht vor dem Alter mit zwingender Stärke durchgesetzt. Tiere nicht unnütz zu quälen, gilt bei allen höheren Staaten als moralische Pflicht, — warum? An sich ist dieses Opfer für unsere Staatserhaltung ohne Wert. Aber die Roheit dem Tiere gegenüber könnte für das Verhalten von Mensch zu Mensch ein übles Beispiel sein.

Und zweitens fällt von dieser Seite aus ein helles Licht auf unser „kriegsmoralisches“ Problem. Auch die Berührung mit dem ursprünglichen, von Opferpflichten noch unbeschränkten Kriege gegen die fremden Staaten bedroht das empfindliche Getriebe der innerstaatlichen Opfertradition mit ernster Gefahr. Es ist für das Niveau der bürgerlichen Opferwilligkeit schon schlimm genug, daß Töten und Zerstören im Kriege notwendig sind. Die schwer errungene und mühsam festgehaltene Tradition, im bürgerlichen Leben auf den Gebrauch der rohen Gewalt zu verzichten, muß unter dem suggestiven Einfluß der Kriegserlebnisse in irgendeinem Grade leiden. Ein Staat, der andere Staaten raubsüchtig zu überfallen pflegt, der sehe zu, ob er den Machtgewinn, den er vielleicht erzielte, nicht letzten Endes mit innerer Verrohung zu teuer bezahlt. Aber noch weit gefährlicher für den Bestand der bürgerlichen Moral ist die gewohnheitsmäßige Verwendung von Lug und Trug im außerstaatlichen Leben. Denn einerseits sind Wahrheit und Treue, die unentbehrlichen Grundlagen des staatlichen Zusammenhanges, viel leichter zu erschüttern, durch schlechtes Beispiel zu verderben, als die historisch ältere und immerhin fester verankerte, zum Teil wohl instinktive Neigung zur innerstaatlichen Friedfertigkeit. Die ungemessene Verlogenheit und Heuchelei, die unsere Feinde kriegsmäßig gegen uns verwenden und, wie die Geschichte weiß, zum Teil von jeher verwendet haben, muß auf die Dauer von starkem Einfluß auf

ihr bürgerliches Leben sein, muß Treue und Glauben in ihren Staaten tiefgehend untergraben. Es ist nicht wenig bezeichnend, daß gerade das deutsche Volk, das mehr als andere geneigt ist, selbst gegen Feinde redlich zu sein, die größte Begabung für straffe innere Organisation bewiesen hat. — Und andererseits stellt das Lügen, im Gegensatz zum Töten, kein wirklich notwendiges, zum Siege unentbehrliches Kriegsmittel dar. Haben doch Lügen gar kurze Füße. Wenn nur der schmähsch Verleumdete die Antwort nicht schuldig bleibt, mit hellem Sinn und kräftigem Wort sich wehrt, so dringt die Wahrheit doch schließlich immer durch. Dann stehen die Lügner entlarvt und beschämt. Die stumpf gewordene Waffe bringt ihnen keinen Vorteil mehr, wohl aber dauernden inneren Schaden.

Und nunmehr blicken wir ganz beruhigt auf unser heutiges Problem. Die schicksalsschwere Frage, ob es von Nutzen sei, Vorschriften der innerstaatlichen Moral, vor allem Wahrheit und Redlichkeit, auch fremden Völkern und Feinden gegenüber anzuwenden, beantworten wir jetzt in voller Zuversicht mit ja!

Es braucht uns nicht moralisch zu empören, wenn unsere Feinde uns schimpflich verleumdten, wenn sie mit einer Kühnheit lügen, daß man sich fragen möchte, ob man denn wacht oder träumt. Wir sehen das jetzt mit ebensoviel sachlicher Ruhe an, als wenn die Ententegenossen sich über den Oberbefehl streiten oder nach Saloniki ziehen oder sonst einen Fehler begehen, der ihnen selber schadet. Lassen wir sie doch lügen! Wenn das zu Anfang auch wehe tut — wir haben's verspürt —, ihr Vorteil wird doch höchstens ein „taktischer“, kein weltgeschichtlich-„strategischer“ sein.

Wir selber bleiben froh und willig bei unserer typisch-deutschen Art. Voll Zuversicht einig mit unserem Kaiser, der erst vor wenigen Tagen auf italienischem Boden zu seinen Märkern die Worte sprach:

„Auf unserer Seite fechten
Gerechtigkeit, Treue und Wahrheit,
und die setzen sich durch.“

Nach Beendigung des eindrucksvollen Vortrags betritt Kultusminister Dr. Schmidt die Rednerbühne:

Königliche Hoheit! Hoheit!

Hochverehrte Festversammlung!

Im Namen und Auftrage Seiner Majestät des Kaisers und Königs heute der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu ihrer Jubelfeier wärmste Glückwünsche auszusprechen, erfüllt mich mit Frohgefühl und Stolz. Sind wir uns doch dankbarst bewußt, wie das aufgeschlossene Auge unseres Kaiserlichen Herrn auch unter den Forderungen des Krieges den Geschehnissen der Wissenschaft gewidmet ist, jeden Fortschritt der Forschung mit edlem Eifer verfolgt und so auch die höchst verdienstvolle Arbeit, die diese Gesellschaft im verflossenen Jahrhundert geleistet hat, schätzt und würdigt.

Senckenbergs Stiftung bedeutete für seine Zeit eine außerordentliche Leistung weiten Blickes und hohen Sinnes. Aber erst Ihrer Gesellschaft im Verein mit dem Physikalischen Verein ist es gelungen, den wissenschaftlichen Teil dieser Stiftung nach dem Niedergang des Krieges zu neuem Leben zu wecken und auf die jetzige Höhe zu führen. Sie wissen alle, und Ihr hochverdienter Herr Vorsitzender hat es erneut bezeugt, daß Goethe in seinen „Kunstschätzen am Rhein, Main und Neckar“ zur Gründung Ihrer Gesellschaft den entscheidenden Anstoß gegeben hat. So dürfen wir heute des größten Sohnes dieser Stadt mit besonderem Danke gedenken.

Ja, ich möchte mir wohl vorstellen, daß er, wie er im Herzen jedes Deutschen fortlebt und fortwirkt, heute sichtbar in unserer Mitte stände. Wie würde er für sein Frankfurt gebubelt haben, wenn er mit uns dieses herrliche Museum und alle die anderen reichen wissenschaftlichen Anstalten der Stadt beträte, wenn er sähe, wie alle diese Institute sich nun in der Universität zu neuen großen Zielen zusammenschließen, und wenn er — ich kann es mir nicht versagen, hinzuzufügen — auf die Jünger dieser Universität blickte, wie sie in ihren leuchtenden Farben mit dem Eisenkreuze geschmückt vor uns stehen.

Aber ich gehe weiter. Er, dem jeder Blick in Natur und Leben zum Forschen ward, der „des Lebens Kraft“ als den eigentlichen Kern der Wissenschaft erkannte, nähme wohl auch an dem gesamten wissenschaftlichen Leben der Gegenwart lebhaften Anteil und würde sich daran erfreuen, wie überall Wissenschaft und Leben sich berühren und immer neue Forschungs-

stätten, nicht nur dank der Fürsorge des Staates, sondern nicht minder und gerade in neuester Zeit durch Opferwilligkeit und verständnisvolle Mitarbeit weitester Kreise selbst unter den Lasten des Weltkrieges Leben gewonnen haben und täglich gewinnen. Wenn er nach jenen Aufsätzen, die als ein Aufruf für die Senckenbergstiftungen betrachtet werden können, „Gewerbstätigkeit mit Liebe zu Wissenschaft und Kunst wie vor alters, so auch in unsern Tagen recht wohl für vereinbar“ hält, wenn er die Förderung gerade der im Kriege verarmten wissenschaftlichen Institute, „um die Spuren ungeheurer Übel auszulöschen“, von dem freien Bürgersinn seiner Vaterstadt erwartet, wenn er den Einfluß der Universitäten „auf das praktische Leben der Bürger“ würdigt und die bewegtesten und tätigsten Städte London und Paris das „wahre Element“ der Chemiker und Physiker nennt, wenn er endlich im Hinblick auf Frankfurt hervorhebt, daß „theoretische Betrachtung, wissenschaftliche Bildung“ den Universitäten „nicht ausschließlich“ gehöre, — ja, hochverehrte Anwesende, klingt das nicht wie ein Programm auch für die großen Forschungsinstitute unserer Tage, wie sie neuerdings vornehmlich durch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unter dem erhabenen Szepter unseres Allergnädigsten Kaisers erwachsen sind?

So hat Goethe, wie er nach Helmholtz' berühmter Rede kommende naturwissenschaftliche Ideen vorausahnte, und wie er der Entwicklung der Frankfurter Institute die Wege wies, mit klarem und seherischem Blick auch die Art und Organisation unserer wissenschaftlichen Arbeit erkannt und späteren Geschlechtern vorgezeichnet. Er könnte heute in diesem Sinne wiederholen, was er in seinen letzten Lebensjahren aussprach: „Jetzt werden Fortschritte getan, auch auf den Wegen, die ich einleitete, wie ich sie nicht ahnen konnte, und es ist mir wie einem, der der Morgenröte entgegengeht und über den Glanz der Sonne erstaunt, wenn diese hervorleuchtet.“

Nun, hochansehnliche Versammlung, Goethe hat uns gelehrt, daß „des echten Mannes wahre Feier“ die Tat ist. Mögen wir das auch in dieser Feierstunde beherzigen! So grüße ich die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft und beglückwünsche sie zu neuen Taten in ihrem zweiten Jahrhundert.

Es gereicht mir zur besonderen Freude, daß Seine Majestät der Kaiser und König Seiner besonderen Teilnahme

an der heutigen Feier trotz der sonst überall innerhalb des Krieges geübten Zurückhaltung durch Verleihung Allerhöchster Auszeichnungen an besonders um die Senckenbergische Gesellschaft verdiente Männer Ausdruck gegeben haben.

Seine Majestät haben zu verleihen geruht:

den Charakter als Geheimer Medizinalrat:

dem ersten Direktor der Gesellschaft Prof. Dr. August Knoblauch,

den Charakter als Geheimer Regierungsrat:

dem Direktor des Senckenbergischen Naturhistorischen Museums

Prof. Dr. Otto zur Strassen,

den Stern zum Roten Adlerorden II. Klasse mit

Eichenlaub:

dem Kassierer der Gesellschaft, Bankherrn und Mitglied des

Herrenhauses Albert von Metzler*),

den Roten Adlerorden IV. Klasse**):

dem

zweiten Direktor der Gesellschaft Oberlehrer Prof. Dr. Pius Sack

und

dem Direktor des Geologisch-paläontologischen Instituts Prof. Dr.

Fritz Ernst Drevermann,

das Verdienstkreuz in Silber:

dem technischen Museumsbeamten Rudolf Moll,

das Allgemeine Ehrenzeichen in Silber:

dem Museumsaufseher Adam Heinlein,

das Allgemeine Ehrenzeichen in Bronze:

dem Museumsschreiner Markus Burkard.

Hierauf erwidert der I. Direktor:

Euer Königliche Hoheit!

Euer Exzellenz!

Tiefempfundenes Dank schuldet die Senckenbergische Gesellschaft Ihren Kaiserlichen und Königlichen Majestäten für die Worte Allerhöchster Anerkennung, die Seine Majestät der Kaiser an uns richten zu lassen Allergnädigst geruht haben, für das Erscheinen Euerer Königlichen

*) A. von Metzler ist inzwischen am 25. März 1918 verstorben

**) Nachträglich ist der Rote Adlerorden IV. Klasse auch dem ersten Schriftführer der Gesellschaft Dr. Oscar Löw Beer verliehen worden

Hoheit in Vertretung unserer Huldreichen Schirmherrin und des Herrn Kultusministers in Allerhöchstem Auftrag, tiefempfundenen Dank auch für die soeben verkündeten Allerhöchsten Gnadenbeweise! Sie werden uns ein Ansporn sein, auch in Zukunft die Wege zu beschreiten, die unserem Vaterlande im friedlichen Wettkampf der Geister seine Weltmachtstellung an der Spitze aller Völker erhalten werden.

Unseren ehrfurchtsvollen Dank Ihren Majestäten zu übermitteln, ist die gehorsamste Bitte, die wir an Euere Königliche Hoheit und an Euer Exzellenz zu richten uns erlauben.

Alsdann begrüßt die Versammlung als Vertreter Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Hessen, im Auftrag der Großherzoglichen Staatsregierung und im Namen der benachbarten Universitäten Gießen, Heidelberg und Marburg, sowie der Technischen Hochschule Darmstadt der derzeitige Rektor der Großh. Ludwigs-Universität Prof. Dr. Gisevius:

Euer Königliche Hoheit!

Hoheit!

Exzellenzen!

Sehr verehrte Damen und Herren!

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen und bei Rhein und Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin haben an der heutigen Feier nicht teilnehmen können. Seiner Königlichen Hoheit ist es aber sehr wohl bekannt, wie viele Angehörige Seines Hessenlandes reiche Gelegenheit dazu gefunden haben, in den Sammlungen und Kursen der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft ihr Wissen zu erweitern und zu vertiefen, und wie viele Hessen Mitarbeiter an den Schriften der Gesellschaft geworden sind. So besteht ein reger Gedankenaustausch, ein gegenseitiges Geben und Nehmen auf beiden Seiten. Seine Königliche Hoheit, der Hohe Förderer von Kunst und Wissenschaft, haben daher geruht, Ihrem lebhaften Interesse an der heutigen Jahrhundertfeier durch Entsendung eines Vertreters besonderen Ausdruck zu verleihen. Im Auftrage Seiner Königlichen Hoheit bringe ich der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft Allerhöchstseine Glückwünsche für eine weitere aufsteigende Entwicklung dar.

Den eben ausgesprochenen Glückwünschen Seiner Königlichen Hoheit schließen sich die Segenswünsche der Großherzoglichen Staatsregierung an. Auch diese hat mich ausdrücklich beauftragt, gegenüber der heutigen Jubilarin ihren Glückwünschen warmen Ausdruck zu verleihen.

Besonders huldvoll haben Seine Königliche Hoheit des I. Direktors der Gesellschaft gedacht. 25 Jahre in der Verwaltung der Gesellschaft tätig, verbindet er mit großzügigem Zielbewußtsein eine außergewöhnliche Geschicklichkeit, auch stets die Mittel und Wege zur Erreichung dieser hoch gesteckten Ziele zu finden. Den heutigen glänzenden äußeren Ausbau wie ihre innere schöne Entwicklung verdankt mit ihren wohlgeordneten Sammlungen und ihren stark besuchten Kursen die Gesellschaft nicht zum wenigsten ihrem heutigen I. Direktor. Seine Königliche Hoheit haben Allernädigst geruht, Herrn Professor Dr. August Knoblauch aus Anlaß der Jahrhundertfeier das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens „Stern von Brabant“ zu verleihen. Hochverehrter Herr Geheimrat und Kollege! Es ist mir eine große Ehre und Freude, Ihnen diese schöne Auszeichnung zu überreichen, zu der ich Ihnen hiermit auch meine herzlichsten Glückwünsche ausspreche.

Eines weiteren Auftrags habe ich mich heute im Namen der benachbarten Hochschulen zu entledigen. Die Technische Hochschule Darmstadt und die Universitäten Heidelberg und Gießen beauftragten ihre Vertreter, die herzliche Mitfreude ihrer Hochschulen an dem heutigen Jubiläum durch ihr persönliches Erscheinen kundzutun. Als Sprecher der benachbarten Hochschulen zu Darmstadt, Gießen, Heidelberg und Marburg bringe ich die hohe Anerkennung für die bisherigen Leistungen der Gesellschaft zum Ausdruck, auf welche sie heute mit berechtigtem Stolze hinblickt. Unsere wärmsten Glückwünsche gehen dahin, daß das Samenkorn, welches Johann Christian Senckenberg seinerzeit der Pflege seiner Vaterstadt Frankfurt anvertraute, nunmehr im weiteren Rahmen der Universität Frankfurt zu einem immer stattlicheren Baume heranwachsen möge!

Im besonderen gedenke ich zum Schluß noch der nahen schwesterlichen Beziehungen zwischen der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft und der Universität Gießen. Dem Beispiele des Frankfurter Stifters Johann Christian folgte sein Gießener Neffe Renatus Karl Senckenberg, als

er der Universität Gießen seine große und wertvolle Bibliothek schenkte. Wie nahe sich die beiden Männer standen, geht daraus hervor, daß auf Wunsch des Onkels sein Neffe für mehrere Jahre aus Gießen nach Frankfurt übersiedelte, um die Frankfurter Stiftung ganz nach dem Willen des Stifters einzurichten. Die Familienbilder beider Männer haben wohlbehütet in der Gießener Universitätsbibliothek einen Ehrenplatz gefunden. Diese nahen verwandtschaftlichen Beziehungen werden bis zum heutigen Tage in Gießen treu aufrecht erhalten. Die Universität Gießen läßt es sich nicht nehmen, auf dem Jahrhundert-Geburtstagstische ihrer Frankfurter Schwester eine Tabula gratulatoria niederzulegen mit folgendem Wortlaute:

„Durch reiche Dankesschuld dem Neffen des Mannes verbunden, dessen Namen die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft trägt, sendet ihr zur Jahrhundertfeier die Universität Gießen die wärmsten Glückwünsche.

Was sie in Frankfurt geleistet hat, sollte zunächst der Vaterstadt dienen, wie es dem Geiste der Zeit entsprach. Sie hat Sammlungen angelegt, die rasch zunahmen an Wert und Umfang, und schließlich ist ihre Schöpfung zu einem mächtigen Museum geworden, in vielem ein Vorbild, ebenbürtig den größten staatlichen Museen. Durch den Schriftenaustausch mit den Schwesteranstalten legte sie den Grund zu einer umfangreichen Bücherei. Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat sie wertvolle Bände in die Welt gesendet, in denen die Mitglieder der Gesellschaft und andere ihr nahestehende Gelehrte die Ergebnisse ihrer Forschung vortrugen.

Erst waren es Männer aus ihrer eigenen Mitte, die in fernen Landen ihre Sammlungen mit kostbarer Beute mehrten; dann aber hat sie auch andere zu Sammel- und Forschungsreisen hinausgehen lassen.

Immer weiter hat sie ihre Kreise gezogen, im ganzen deutschen Vaterland die Naturwissenschaften zu pflegen und zu fördern getrachtet. Sie gesellte sich namhafte auswärtige Gelehrte bei, denen es Ehre war, ihrer Vereinigung als Mitglieder anzugehören; sie krönte sie mit Preisen und feuerte sie zu erneutem Eifer an.

Jetzt ist sie eingefügt in die neue Körperschaft ihrer Stadt, die die Universitas Literarum auf ihren Schild geschrieben hat. Möge sie auch in diesem Verbande in aller Zukunft ihren großen Aufgaben leben in glücklichem Gedeihen, mit stets wachsenden Erfolgen!“

Auf diese warme und herzliche Ansprache erwidert sogleich der I. Direktor:

Magnifizenz!

Wissenschaft und Kunst haben bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog allezeit verständnisvolle Förderung gefunden, und insbesondere sind es die reinen und die angewandten Naturwissenschaften, denen Seine Königliche Hoheit und die Großherzogliche Staatsregierung zur Aufschließung der reichen Naturschätze des gesegneten Hessenlandes hohes Interesse zuwenden. Wenn nun unsere Gesellschaft, dank der geographischen Lage Frankfurts, hierbei in kleinem Umfang mitgewirkt hat, so gereicht es uns zu besonderer Ehre, daß Seine Königliche Hoheit sich dessen Allergnädigst zu erinnern und durch Entsendung Euerer Magnifizenz an unserer Jahrhundertfeier teilzunehmen geruht haben.

Hierfür und für die Gnädige Auszeichnung, die — für die Senckenbergische Gesellschaft bestimmt — Euer Magnifizenz mir als dem derzeitigen I. Direktor derselben übergeben haben, bitte ich gehorsamst, Seiner Königlichen Hoheit unseren aufrichtigsten Dank zu übermitteln.

Im Namen des Magistrats der Stadt Frankfurt am Main und zugleich der Georg-und-Franziska-Speyerschen Studienstiftung spricht sodann Oberbürgermeister Voigt:

Euer Königliche Hoheit! Euer Hoheit!

Hochgeehrte Festversammlung!

Wenn heute die Stadt Frankfurt durch meinen Mund der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft die herzlichsten Glückwünsche zu ihrem Ehrentage ausspricht, so sind die Gefühle, die dabei zum Ausdruck gelangen, etwa die, wie sie eine zärtliche Mutter hegt, wenn sie der Kraft, Gesundheit und Schönheit einer vollerblühten Tochter an deren Geburtstage sich doppelt

freut. Diese Tochter ist der Mittelpunkt einer großen, das wissenschaftliche Leben unserer Stadt befruchtenden Familie geworden. Mütterlich fruchtbar hat die Gesellschaft sich bei der Gründung der Frankfurter Universität bewährt, mit der ein unlösliches Band sie verbindet, und schwesterlich steht ihr in gleichem wissenschaftlichen Bestreben eine andere, gleichfalls von mir vertretene gemeinnützige Anstalt zur Seite, die Georg- und-Franziska-Speyersche Studienstiftung.

Die Stadt Frankfurt und mit ihr jeder Frankfurter, die junge Frankfurter Universität, die aus den starken Wurzeln der älteren wissenschaftlichen Anstalten, insbesondere aus den Senckenbergischen Anstalten, einen erheblichen Teil ihrer Triebkraft entnimmt, und nicht zuletzt die Studienstiftung sind in gleicher Weise stolz auf die großartige Entwicklung gerade der Institute, die den Namen des in dankbarer Erinnerung verehrten Joh. Christian Senckenberg tragen. Unter ihnen nimmt einen hohen Rang ein die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft, die fast ein halbes Jahrhundert, nachdem er zu Grabe getragen war, von einsichtsvollen, von dem Segen deutscher Wissenschaftlichkeit durchdrungenen Frankfurter Männern in seinem Geiste gegründet wurde.

Hundert Jahre sind seitdem vergangen! — Zwar, wenn wir an die Zeiträume denken, die verschiedene der hervorragendsten Besitztümer der Gesellschaft — der Diplodokus und die mannigfaltigen in diesen Räumen aufgestellten Zeitgenossen von ihm — bereits im Verlaufe der Jahrmillionen hinter sich haben, dann ist ein Jahrhundert nicht gerade viel. Wenn wir uns aber erinnern, daß der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in dem ersten Jahrzehnt ihres Bestehens noch als korrespondierendes Mitglied der Geheimrat von Goethe zu Weimar angehört hat, dann wird in uns das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Alter und der Würde unseres Geburtstagskindes lebendig, und wir fühlen uns von dem Geiste einer längst entschwundenen Zeit umweht, von einem Geiste, der lange Zeit zu überdauern die Kraft hat.

In höchstem Maße gilt das von dem deutschen Geiste von vor hundert Jahren, dem Geiste, der damals gerade seine kettenbrechende Kraft bewiesen hatte, wie er heute die gleiche Kraft Tag für Tag und Jahr um Jahr in schwerstem Kampfe bewährt.

Ähnlich wahrlich sind sich die Zeiten und ähnlich ist sich die Art, wie unser deutsches Volk sie durchlebt. Nicht ohne

Gefühl der Wehmut, das wir uns ohne Schwäche erlauben dürfen, denken wir allerdings daran, daß das Jahr 1817 schon hinter den Stürmen der langen Kriegsjahre im stillen Wasser schwer-gewonnenen Friedens lag, während wir Deutsche von 1917 noch mitten in dem Donner des kriegesischen Ringens stehen. Aber wir wissen, daß, wenn einmal die von den Völkern Europas ersehnte Stunde des Friedens gekommen sein wird, Deutschland wie dem Kriege, so auch dem Frieden sich gewachsen zeigen wird. Wir wissen, daß, wenn das Schwert in die Scheide gesteckt ist, die Geister sich mit verjüngter Kraft der Pflege der Wissenschaft wie alles Geistigen von neuem hingeben werden, und wir wünschen unserem Geburtstagskinde, daß dann auch ihm wieder eine lange Zeit reicher und kräftiger Weiterentwicklung beschieden sein möge.

Und wie wir von Herzen wünschen, so möchten wir auch mit der Tat danken.

Die Georg-und-Franziska-Speyersche Studienstiftung hat mich als ihren Vorsitzenden beauftragt, der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft den Betrag von 30 000 Mark zu überreichen zur Förderung ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen.

Die Stadt Frankfurt bittet die Gesellschaft sowohl wie deren verdienten I. Direktor Herrn Professor Dr. Knoblauch, als Ehrengabe je eine Plakette der Stadt Frankfurt entgegenzunehmen.

Ein weiteres Geschenk für die Gesellschaft soll zugleich eine Erinnerung und eine Vorbedeutung sein. Der Magistrat der Stadt Frankfurt hat einen Frankfurter Künstler, den Maler Rudolf Gudden, beauftragt, für die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft ein Bildnis des Mannes zu malen, der Vieles und Kluges getan hat, um die materiellen Grundlagen für den Aufschwung der Gesellschaft zu befestigen, den sie als wissenschaftliche Anstalt ersten Ranges in den letzten Jahrzehnten genommen hat, das Bild meines verehrten Amtsvorgängers Franz Adickes. Möge das Bild, von dem wir schon jetzt wissen, daß es den leitenden Männern der Gesellschaft willkommen ist, stets die Erinnerung an ihn wachhalten; möge es aber zugleich auch ein verheißungsvoller Hinweis darauf sein, daß, wie bisher und heute, so auch in Zukunft zwischen der Stadt Frankfurt und der Naturforschenden Gesellschaft das Band festbleibe, das Adickes geknüpft, und möge es unseren Wunsch ausdrücken, daß sich der Gesellschaft stets so weitschauende und tatkräftige

Männer widmen mögen, wie er einer war! Dann werden ihre Geschicke gut gelenkt werden. Dann wird sie gedeihen!

Auf diese warme Ansprache des Oberbürgermeisters erwidert der I. Direktor:

Indem Sie uns die wundervolle silberne »Ehrengabe der Stadt Frankfurt am Main« überreicht haben, haben Sie Dank und Anerkennung der städtischen Behörden für die der Stadt während eines Jahrhunderts treu geleisteten Dienste bekundet. Dieser Dank gebührt in erster Linie der gesamten Bürgerschaft Frankfurts, die unsere Gesellschaft ins Leben gerufen und hundert Jahre lang treu gepflegt und behütet hat. Er gebührt den Männern, die in einer langen Flucht von Jahren selbstlos und treu ihr Bestes eingesetzt haben, um diese wunderbare Schöpfung des freien Bürgersinnes zu einer Stätte naturwissenschaftlicher Forschung und Lehre auszubauen. Und nur zum kleinsten Teil gebührt er dem jetzigen Geschlecht. Doch nehmen Sie die Versicherung entgegen, daß wir bestrebt sein werden, uns diese Anerkennung zu verdienen. Ein leuchtendes Vorbild soll uns Ihr großer Vorgänger im Amte sein, dessen Porträt Sie uns als Festgeschenk der Stadt in Aussicht gestellt haben, Franz Adickes, der wie kein anderer Frankfurter Bürgermeister sich um die Förderung der Wissenschaften unsterbliche Verdienste erworben hat.

Im Namen der Georg-und-Franziska-Speyerschen Studienstiftung haben Sie unsere Gesellschaft weiterhin begrüßt und uns als Jubiläumsgabe den ansehnlichen Betrag von 30000 Mark in Aussicht gestellt. Nehmen Sie, hochgeehrter Herr Oberbürgermeister, hierfür unseren herzlichsten Dank entgegen! Von jeher hat es die Senckenbergische Gesellschaft für ihre vornehmste Aufgabe erachtet, der freien vorurteilslosen Forschung zu dienen, und dieser Aufgabe in erhöhtem Maße gerecht zu werden, soll ihr die Jubiläumsgabe der Georg-und-Franziska-Speyerschen Studienstiftung ermöglichen.

Mit dem aufrichtigen Danke aber, den wir den städtischen Behörden wie der Frankfurter Bürgerschaft entgegenbringen, verknüpfen wir die herzliche Bitte, uns auch in Zukunft treu zur Seite zu stehen im Sinne des Goetheschen Wortes:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!“

Als nächster Redner überbringt Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Bethe, derzeitiger Rektor, die Grüße der Königlichen Universität:

Euer Königliche Hoheit! Hoheit!
Hohe Festversammlung!

Als jüngster Zweig am Baume des wissenschaftlichen Lebens der alten Reichsstadt Frankfurt bringt die Universität der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft ihre Glückwünsche zum Tage ihres hundertjährigen Bestehens dar. Die Universität hat allen Grund, diesen Tag festlich zu begehen; hat doch die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft so viel zu ihrer Entstehung beigetragen, indem sie ihre schönen und wohlgeleiteten Institute der Universität zur Verfügung gestellt hat. Die junge Hochschule, obwohl erst drei Jahre alt, feiert heute sozusagen schon ihren 101. Geburtstag mit.

Das eigentümliche Wechselverhältnis, in das Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft und Universität zueinander getreten sind, ein Verhältnis, bei dem jeder Teil gibt und jeder Teil empfängt, würde im Sinne der Biologie am besten als eine Symbiose bezeichnet werden. Welcher Teil aber bei einer Symbiose, d. h. einem Zusammenleben zweier ganz verschiedenartiger Organismen, mehr gewinnt, ist oft schwer zu entscheiden. Ist es der Einsiedlerkrebs oder ist es die Seerose, die auf seiner Schale sitzt? Ist es die Lupine oder sind es die Knöllchenbakterien an ihren Wurzeln? Wer könnte das genau sagen! In unserem Falle ist die Entscheidung nicht schwer. Vorläufig ist ohne Zweifel die Universität der bevorzugte Teil, und sie wird es wohl immer bleiben. Aber mit ihrer Entwicklung wird — so hoffen wir — auch die Senckenbergische Gesellschaft ihre Rechnung finden. Das große wissenschaftliche Material, das die Sammlungen dieses Hauses bergen, wird — dem Wunsche seiner Besitzer entsprechend — mit der Zunahme der Studentenzahl noch besser als bisher für die Wissenschaft ausgenutzt werden, und die vielfachen Anregungen, die eine Universitas literarum zu geben vermag, werden der alt ehrwürdigen Forschungsgesellschaft zugute kommen.

Und so gebe ich mit erneuten Glückwünschen der Hoffnung Ausdruck, daß die so viel verheißende Symbiose zwischen der Senckenbergischen Gesellschaft und der Universität — beiden Teilen zum Segen und der Wissenschaft zum Heil — dauernd erhalten bleiben möge!

Im Anschluß an die Ansprache des Rektors überreicht der Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Möbius eine Adresse mit den Worten:

Hochverehrte Anwesende!

Die Naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Frankfurt hat mich als ihren Dekan beauftragt, der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft ihren Glückwunsch darzubringen, und da ich der Senckenbergischen Gesellschaft seit 24 Jahren als arbeitendes Mitglied anzugehören die Ehre habe, so kann ich nicht verschweigen, daß es mir besondere Freude macht, diesen Auftrag zu erfüllen und der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft eine Adresse zu überreichen, deren Wortlaut ich vorzulesen mir erlaube:

„Mit Stolz und Befriedigung darf die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft am heutigen Ehrentage auf ein nun hundertjähriges unermüdliches und opferwilliges, mit Umsicht und Verständnis gepaartes Schaffen zurückblicken. Ein für Mehrung und Ausbreitung von Naturerkenntnis gleich warm empfindender Kreis hiesiger Bürger hat im ersten Statut vom Jahre 1819 als Ziele der Gesellschaft die gegenseitige Belehrung, die allgemeine Förderung der Naturkunde und die Sammlung hierzu dienlicher Gegenstände aufgestellt; diesen Zielen ist die Gesellschaft in rastloser Tätigkeit durch alle die Jahrzehnte hindurch unwandelbar treu geblieben und darf sich kaum vorausgeahnter Erfolge rühmen. Nur eine nie versagende selbstlose Einsetzung materieller und geistiger Kräfte, nur freudige und verständnisvolle Hingabe an ihre hohen Zwecke, nur echter wissenschaftlicher Sinn in harmonischer Verbindung mit der Kunst großzügiger Organisation hat solche Erfolge herbeiführen können.

Unerreicht in allen deutschen Landen ist ihre wissenschaftliche zoologische und geologisch-mineralogische Sammlung. Entstanden durch großzügiges Geben und umsichtiges Erwerben darf sie sich kühnlich neben die ersten der ganzen Welt stellen. Im Verein mit bester allgemein-wissenschaftlicher Vortragskunst hat sie weit über die Kreise der heimischen Bevölkerung hinaus gesundes Wissen und echtes Naturerkennen mannigfach geweckt und gesteigert. Groß ist

auch die Zahl derer, die in ihren Instituten und durch Expeditionen nach fernen Ländern wissenschaftliche Ergebnisse mehrten; so manches späteren Forschers Verdienste ruhen auf den Eindrücken und Anregungen, die er schon in jungen Jahren durch das Wirken der Gesellschaft empfing, und die in ihm keimend wissenschaftlichen Sinn zum Leben entfalteten. Und all dies erfolgreiche Wirken erscheint uns umso verdienstvoller, als es ausschließlich eigenster Tatkraft der Bürger Frankfurts entstammt, wie bei allen großzügigen gesellschaftlichen Organisationen, die eine Eigenart der Stadt bilden und ihr zum dauernden Ruhme gereichen.

Keinem liegt es näher, dessen rühmend und dankbar zu gedenken, als der Naturwissenschaftlichen Fakultät. Würde doch unsere Universität ohne das wissenschaftliche Wirken und die planvoll und reichhaltig ausgestatteten Institute der Gesellschaft kaum zum Leben erweckt worden sein; und ist doch mit der Universität zugleich auch unsere Fakultät aufs innigste und für alle Zeiten mit der Gesellschaft verbunden. Ihr Gedeihen ist unser Gedeihen; dessen und der Pflichten, die uns daraus erwachsen, wollen wir uns gern und jederzeit bewußt bleiben. In diesem Bewußtsein bringen wir unsere heutigen Glückwünsche dar; der feste Grund, auf dem die bisherigen Erfolge der Gesellschaft erwachsen, bietet die sichere Gewähr, daß unsern Wünschen die Erfüllung nicht mangeln wird.

Möge es der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft in dem neuen Jahrhundert, das sie heute beginnt, niemals an so hingebungsvollen Männern fehlen, wie sie bisher ihre Zierde waren, damit ihr auch in Zukunft ein weitausgreifendes segensreiches Wirken beschieden sei!“

Alsdann ergreift der Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Gießen Prof. Dr. Opitz das Wort:

Hochansehnliche Festversammlung!

Ganz besonders und wohl einziger Art sind die Beziehungen, welche die Medizinische und die Juristische Fakultät der Alma mater Ludoviciana mit der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft verknüpfen. Als Dr. Johann Christian Sencken-

berg seine großartige Stiftung errichtete, behielt er sich selbst und weiterhin den männlichen Erben seines ältesten Bruders ein gewisses Aufsichts- und Bestimmungsrecht vor, das im Falle des Aussterbens der Familie im Mannesstamme auf die Dekane der Medizinischen und Juristischen Fakultät in Gießen übergehen sollte. Dieser Fall ist mit dem Tode des Renatus Karl Freiherrn von Senckenberg am 18. Oktober 1800 eingetreten. So sind seit dieser Zeit die Dekane in Gießen Rechtsnachfolger des Stifters Dr. Senckenberg geworden, und als ein solcher stehe ich hier zugleich im Auftrage des Dekans der Juristischen Fakultät, als Vertreter der Familie, von der auch die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft den Namen führt. Und nicht nur den Namen. Wenn je eine Namensgebung berechtigt war, so war es diese. Opfermut und Gemeinsinn, von denen die Senckenbergische Stiftung glänzendes Zeugnis ablegt, haben die Stiftungen Frankfurter Bürger ermöglicht, die zur Errichtung der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft führten, und ihr Begründer Dr. Philipp Jakob Cretzschmar war Lehrer der Anatomie am Senckenbergischen Anatomischen Museum. Zu einem mächtigen Baum ist das Pflanzreis vom Stamme der Senckenbergischen Stiftung emporgewachsen. Geist von Senckenbergischem Geiste war es, der die Gründung, der die weitere Entwicklung leitete. Ihm sind die glänzenden Erfolge zu danken, die wir heute erreicht sehen, die in so bededten Worten von so gewichtigen Stellen heute gefeiert worden sind. Die Medizinische Fakultät in Gießen als Hüterin eines besonders wichtigen Teiles der Naturwissenschaften nimmt regen Anteil an der Senckenbergischen Feier; begrüßt sie doch in der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft eine mächtige Förderin der Fortschritte in der Naturwissenschaft, verehrt sie in Senckenberg das Vorbild eines Arztes, an dem sie die Jünger ihrer Wissenschaft heranbilden will. Huldigend begrüßt sie die verdienstvolle Jubilarin und ihre Angehörigen am heutigen Ehrentage.

Wenn aber Senckenberg selbst hier unter uns weilen könnte, der sich nur als flüchtiger Gast dieser Erde gefühlt und seine Heimat im Jenseits gesucht hat, von wo seine Seele zu uns herabschaut: die brennende Heimatliebe, der hohe Gemeinsinn, die ihn erfüllt haben, würden sich in edler und stolzer Freude zu seiner Stiftung und ihrem mächtigen Sprosse bekennen. In

seinem Namen darf es daher geschehen, wenn ich der Gesellschaft herzlichste und bewundernde Glückwünsche ausspreche. Möge das zweite Jahrhundert der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft von gleichem Geiste wie bisher erfüllt sein und ihr weitere Erfolge bescheren! Möchte der Geist der Vaterlandsliebe, der werktätigen Hilfe und der Aufopferungsfähigkeit, dessen wir in dieser großen, aber schweren Zeit bedürfen, vom Beispiel Senckenbergs immer neue Kraft und Nahrung ziehen! Möge der Segen seiner guten Tat — wie für Frankfurt und seine Senckenbergiana — so auch für unser ganzes geliebtes Vaterland lebendig bleiben und stets neue reiche Frucht tragen!

Als Mitglied des Reichstags spricht Dr. Quarcck:

Hochverehrte Anwesende!

Als Vertreter der Stadt Frankfurt im Reichstag verbinde ich meine wärmsten Glückwünsche mit denen der Vorredner. Einem Mitglied der Versammlung des allgemeinen Wahlrechts, das die Kraft der deutschen Stämme einigt, liegt es besonders nahe, daran zu denken, was die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft Vorzügliches und Dauerndes für die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und damit für die allgemeine Bildung geschaffen hat. Das lebt und wirkt nicht bloß in Frankfurt, sondern auch in den großen Kräften, die uns heute zur Widerstandsfähigkeit in dem furchtbaren Kriege befähigen. Das lenkt aber auch den Blick auf eine weitere Aufgabe. Der Krieg wird getragen von der Macht, der Geschicklichkeit und dem Wissen der Massen, die sich einfügen müssen in die ungeheuren Organisationspläne der Leiter, und zu dieser Organisationskraft unserer deutschen Massen, die uns bis jetzt erfolgreich getragen hat, gehört die geistige Beherrschung der Umwelt durch die Massen, gehört das, was wir in Deutschland als Volksbildung im besten Sinne zu bezeichnen pflegen. Da harren unserer und der Gesellschaft nach Kriegsschluß ungeheure Aufgaben, und ich bin überzeugt, daß die Gesellschaft sie auf sich nehmen wird. Ich bin überzeugt, das neue Jahrhundert wird wesentlich stehen unter dem Zeichen der Arbeit an den Massen des Volkes, für die allgemeine Verbreitung all der wissenschaftlichen Erkenntnisse, zu deren Erzielung die Senckenbergische Naturforschende

Gesellschaft ein so großes Teil beigetragen hat. Daß nach dieser Richtung in künftigen Zeiten die Gesellschaft dem deutschen Vaterlande nützlich und fruchtbar sein möge, das wünsche ich ihr zu ihrem Ehrentage aus ganzem Herzen.

Hierauf ergreift Landtagsabgeordneter Oeser das Wort:

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn in der Reihe der Glückwünschenden für die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft auch Parlamentarier und Politiker erscheinen, so wird Sie das nicht mehr erstaunen nach dem interessanten Vortrag des Festredners, der uns dargestellt hat, wie Naturwissenschaft und Politik Hand in Hand gehen sollen. Beide haben es mit Gesetzen zu tun. Die Gesetze der Naturwissenschaft sind starr und unveränderlich; die politischen Gesetze sind Veränderungen unterworfen, und Sie werden vielleicht denken, daß es ihr Vorzug ist, — zuweilen sogar ihr einziger! — daß man sie auch abändern kann. Die Naturwissenschaft macht ihre Gesetze nicht, sie stellt sie nur fest. Sie ist also nicht an Mehrheiten gebunden, nicht der Kritik ausgesetzt, und man kann ihr nicht zum Vorwurf machen, daß sie schlechte Gesetze gemacht habe. Sie ist also in einer besseren Lage als die Politik. Aber auch die politischen Gesetze stellen ein Experiment dar; nur daß das Ergebnis daraus nicht so schnell und so einwandfrei auftritt wie aus dem Experiment der Naturwissenschaft.

Neben dieser Antithese gibt es eine große Synthese zwischen Naturwissenschaft und Politik. Die Grundlage unserer heutigen Naturerkenntnis ist die Anschauung, die uns Darwin gelehrt hat, von einem Aufsteigen der Arten zu höherer Vollkommenheit, von der fortschreitenden, nach aufwärts führenden Entwicklung. Es kommt zweifellos die Zeit, und ihr Morgen dämmert eben herauf, in der sich auch die Politik auf den von der Naturwissenschaft bereiteten Boden zu stellen hat. Dann werden wir uns dankbar dessen erinnern, was die Senckenbergische Gesellschaft für die Aufklärung unseres Wissens geleistet hat, was vielfach hinübergeht in den Strom unseres allgemeinen Wissens. Wir hoffen, daß die Antithese zwischen Naturwissenschaft und Politik verschwinden und die Synthese sich immer inniger gestalten möge!

Sodann begrüßt die Versammlung im Namen der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, München und Wien und der Leopoldina zu Halle Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Rubens-Berlin:

Euer Königliche Hoheit! Euer Hoheit!

Hochansehnliche Versammlung!

Die Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften hat mich entsandt, um Ihnen heute anlässlich des schönen Festes, welches Sie feiern, schwesterlichen Gruß und die wärmsten Glückwünsche zu übermitteln. Zugleich darf ich diese herzlichen Wünsche auch von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, der Königl. Bayerischen Akademie in München und der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher in Halle überbringen.

Hundert Jahre segensreicher, fruchtbringender Arbeit liegen heute hinter Ihnen. Mit berechtigtem Stolze dürfen Sie den Anteil betrachten, welcher Ihrer Gesellschaft an dem mächtigen Aufschwung der Naturwissenschaft im letzten Jahrhundert zukommt.

Wie die Naturwissenschaften selbst, so ist auch Ihre Gesellschaft allmählich aus bescheidenen Anfängen zu ihrer heutigen Größe erwachsen. Die zarte Blume, welche vor hundert Jahren ins Erdreich gesetzt wurde, hätte an einem andern Orte nicht leicht Wurzel schlagen können. Aber Frankfurt ist ein guter Boden für solche Kulturpflanzen. Der wissenschaftliche Sinn und die offene Hand seiner Bürger haben Lebensbedingungen geschaffen, welche ein schnelles Emporblühen des Unternehmens ermöglichten. Heute steht Ihre Gesellschaft in der Größe der zur Verfügung stehenden Mittel, in der Ausdehnung ihres Wirkungskreises und in der Höhe ihres wissenschaftlichen Ansehens hinter keiner gelehrten Vereinigung unseres Vaterlandes zurück.

Was der Senckenbergischen Gesellschaft aber zu besonderem Ruhme gereicht, ist die Tatsache, daß sie aus sich selbst und ohne staatliche Hilfe die hohe Stufe ihres heutigen geistigen und materiellen Besitzstandes erklommen hat. Frei in ihren Institutionen, eine freie Schöpfung freier Bürger, ist sie emporgewachsen, und als vollendete Schöpfung hat sie dem Staate mit vollen Händen gegeben, anstatt von ihm zu empfangen. Die reichen Schätze ihrer Sammlungen, die wissenschaftliche Vorarbeit dreier Gene-

rationen hat sie dem Vaterlande dargebracht als Grundlage für die naturwissenschaftlichen Lehrmittel und Lehrkräfte der neu gegründeten Universität Frankfurt. Nicht weniger als drei Lehrstühle der neuen Universität nebst den zugehörigen Instituten sind aus der Senckenbergischen Gesellschaft hervorgewachsen: die Professuren für Zoologie, Mineralogie und Geologie. Freilich ist Ihre Gesellschaft durch dieses königliche Geschenk nicht ärmer geworden; sie hat vielmehr reichlich gewonnen durch die mächtige Erweiterung ihres Wirkungskreises.

Gestatten Sie mir, obwohl ich in den beschreibenden Naturwissenschaften nicht Fachmann bin, mit einigen Worten wenigstens der großen wissenschaftlichen Verdienste zu gedenken, welche sich Ihre Gesellschaft auf dem Gebiete der Forschung und des Unterrichts erworben hat. In den 35 Bänden Ihrer Abhandlungen finden sich eine Reihe grundlegender Forschungsarbeiten und eine stattliche Anzahl der ersten Namen der deutschen Gelehrtenwelt als Autoren. Auch hat es Ihre Gesellschaft stets verstanden, Lehrkräfte ersten Ranges zu gewinnen.

Von besonders hohem Werte sind Ihre Sammlungen, deren volle Schönheit erst seit ihrer Aufstellung im neuen Museumsgebäude in die Erscheinung tritt. Hervorragend reizvoll sind die Schausammlungen der zoologisch-biologischen Richtung und der mineralogischen und paläontologischen Abteilung, welche nicht nur Schaustücke ersten Ranges besitzen, sondern auch in der Art ihrer Aufstellung in vorbildlicher Weise naturwissenschaftliche Kenntnisse vermitteln.

Durch diese Schausammlungen und in ebenso hohem Grade durch die Veranstaltung von Vorlesungen auf allen Gebieten der beschreibenden Naturwissenschaften haben Sie Ihren Mitbürgern einen gleichmäßig fließenden starken Strom naturwissenschaftlicher Bildung zugeführt. Mit herzlicher Dankbarkeit gedenke ich der schönen Stunden, die ich als Schüler der Wöhlerschule in den Räumen des alten Museums an der Bleichstraße zubringen durfte. Ich fühle noch heute in der Erinnerung das Gemisch von Schauer und Entzücken, welches der Knabe bei dem Anblick der Riesentiere empfand, die im Erdgeschoß in den Ecken der Eingangshalle aufgestellt waren. Die zur Schau gestellten Naturwunder haben in uns nicht nur die Sehnsucht nach Abenteuern und fernen Ländern geweckt, sondern auch die Liebe zur Naturwissenschaft entfacht und die Ehrfurcht vor

den Männern, welche die Schöpfer und Verkünder dieser Wissenschaft sind. — So ist die Senckenbergische Gesellschaft für mich stets, wie für viele andere, ein Gegenstand stiller Verehrung gewesen. Und diese hohe Achtung, die ich als Knabe mit richtigem Instinkt gefühlt, ich darf sie Ihnen heute als Mann bei Ihrer Jahrhundertfeier in herzlicher Weise bekräftigen. Es gereicht mir zur ganz besonderen Freude und Ehre, daß unsere Akademie gerade mich, der ich Ihrer Gesellschaft so vieles verdanke, damit beauftragt hat, der Überbringer ihrer Glückwünsche zu sein.

Im Namen der naturwissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine Deutschlands spricht Geh. Hofrat Prof. Dr. Salomon-Heidelberg:

Hochansehnliche Festversammlung!

Eine große Anzahl von naturwissenschaftlichen Vereinen und Anstalten hat mich beauftragt, der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft ihre Glückwünsche darzubringen. Es sind die folgenden:

Deutsche Geologische Gesellschaft,
 Geologische Vereinigung,
 Deutsche Botanische Gesellschaft,
 Deutsche Zoologische Gesellschaft,
 Deutsche Entomologische Gesellschaft,
 Naturhistorisch-medizinischer Verein-Heidelberg,
 Naturhistorischer Verein für Rheinlande und Westfalen,
 Rheinische Naturforschende Gesellschaft-Mainz,
 Verein für Erdkunde-Darmstadt,
 Geologische Landesanstalt-Darmstadt,
 Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde-Gießen,
 Wetterauische Gesellschaft für die gesamte Naturkunde-Hanau,
 Verein für Naturkunde-Mannheim,
 Nassauischer Verein für Naturkunde-Wiesbaden,
 Offenbacher Verein für Naturkunde,
 Naturwissenschaftlicher Verein-Aschaffenburg,
 Görlitzer Naturforschende Gesellschaft.

Sie sehen aus dieser langen Liste, wie weite Kreise in Deutschland für diese Jubelfeier Interesse haben, und das mit

gutem Grunde. Denn die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft hat nicht allein ihren Mitgliedern, der Stadt Frankfurt und der Wissenschaft große Dienste geleistet; sie hat auch den anderen naturwissenschaftlichen Vereinen ein Beispiel gegeben, wie eine solche Gesellschaft mit ursprünglich kleinen Mitteln zu den bedeutendsten Leistungen gelangen kann. Das ist gut. Denn viele der kleinen wissenschaftlichen Vereine könnten sonst verzweifeln, jemals etwas leisten zu können, was sich lohnt. Aber man darf nicht vergessen, daß es viele Wissenschaften gibt, in denen auch das Örtliche eine Bedeutung hat. Denken Sie nur an Geologie und Mineralogie, an Geographie, Anthropologie und Prähistorie, an Botanik, Zoologie und Meteorologie. Hier gibt es darum Aufgaben, die man nur örtlich lösen kann, und damit erwachsen den Vereinen Aufgaben, in denen sie auch mit kleinsten Mitteln etwas erreichen und sich auf größere Aufgaben vorbereiten können.

In den großen Städten aber, in denen wohl von vornherein mehr Mittel und Mitglieder zur Verfügung stehen werden, ist die Ausbreitung und Pflege naturwissenschaftlicher Kenntnisse besonders notwendig, weil wir uns in ihnen mehr und mehr von der Natur entfernen. Damit ergibt sich für die naturwissenschaftlichen Vereine in den großen Zentren neben der überall bestehenden Aufgabe, Naturwissenschaft als Mittel zur Macht zu betreiben, das besondere Ziel, Freude an der Natur als Ablenkung von dem Leben in den großen Städten zu erwecken.

Auf allen diesen Gebieten aber hat die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft den kleinen Vereinen ein Beispiel gegeben, wie man mit unbedeutenden Mitteln anfangen und zu den größten Leistungen aufsteigen kann. Wenn nun auch nicht alle Vereine ähnliches erzielen können, so haben sie doch ein Beispiel, dem sie nachstreben mögen. Und so hoffen und wünschen auch die übrigen naturwissenschaftlichen Vereine Deutschlands, daß die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft am Ende des zweiten Jahrhunderts ihres Bestehens mit ebensoviel Freude, Genugtuung und Stolz auf ihre Tätigkeit zurückblicken kann wie jetzt.

Im Anschluß hieran überreicht Prof. Dr. Dingler-Aschaffenburg eine Glückwunschtafel der Deutschen Botanischen Gesellschaft.

Die Grüße des K. K. Österreichischen Ministeriums für Kultus und Unterricht, der K. Ungarischen Geologischen Reichsanstalt, sowie der österreichischen und ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaften und Vereine überbringen Prof. Dr. Abel-Wien und Dr. Baron von Nopcsa-Budapest.

Prof. Dr. Abel:

Euere Königliche Hoheit! Euer Hoheit!
Hochgeehrte Versammlung!

Die moderne Entwicklung der Naturwissenschaften führt zusehends zu einer fortschreitenden Zersplitterung. Immer seltener begegnet man in Forscherkreisen einer universellen Betrachtungsweise der Natur, die zu den Zeiten Goethes und Humboldts als das vornehmste Ziel der Naturforschung erschien. Mehr und mehr verliert sich der Blick des Spezialforschers in Einzelheiten, in den für die Allgemeinheit immer schwerer zugänglichen Labyrinthen der Wissenschaft.

Die Aufgabe, dieser Zersplitterung entgegenzuarbeiten, ist nicht Sache der Gesellschaften von Fachgelehrten oder der Akademien; sie ist aber das vornehmste Ziel der freien wissenschaftlichen Vereinigungen. Der divergierenden Bewegung der Spezialforschung steht die konvergierende der freien wissenschaftlichen Vereinigungen gegenüber. Ihnen fällt die Aufgabe zu, nicht nur die einzelnen Zweige der Naturforschung einander näher zu bringen, sondern sie alle zusammen in ihrem Wesen und ihren Zielen den weiten Kreisen des Volkes zu erschließen und die so oft hinter einer Geheimsprache verborgenen Schätze der Forschung unter das Volk auszustreuen. Darin liegt die gewaltige Bedeutung der freien wissenschaftlichen Gesellschaften für den Fortschritt der allgemeinen Kultur.

Die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft hat die Aufgabe, nicht nur für berufsmäßige Forscher, sondern auch für die lernbegierigen Freunde der Naturwissenschaften einen Sammelpunkt und zwischen beiden eine Brücke zu bilden, in vorbildlicher Weise gelöst. Was sie für die Wissenschaft getan, zeigt vor allem das Museum, heute eins der schönsten, in vieler Hinsicht eins der ersten Deutschlands; es beweisen dies die Expeditionen, die von ihr entsendet oder gefördert worden sind,

und es legen dafür die stattlichen Bände ihrer Schriften dauerndes Zeugnis ab. Was sie für die Ausbreitung der Wissenschaft getan, dafür spricht die Zahl ihrer Mitglieder, richtiger gesagt, die Zahl der ihr treu ergebenen Jünger, Anhänger und Freunde.

Zielbewußt hat sich die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft entwickelt, mit berechtigtem Stolz kann sie auf das erste abgelaufene Jahrhundert ihres Bestandes zurückblicken und mit froher Hoffnung dem zweiten Jahrhundert entgegensehen.

Mit aufrichtiger Freude nehmen die wissenschaftlichen Kreise Österreichs an diesem Ehrentage Anteil. Ich bin von der K. K. Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien beauftragt, Ihnen unsere wärmsten Wünsche aus diesem Anlaß zu überbringen, und als ein weiterer Beweis, wie sehr wir in Österreich das Bedürfnis haben, Ihnen bei dieser Gelegenheit ein Zeichen unserer aufrichtigen Hochschätzung und unserer Sympathien zu bezeugen, mag meine Entsendung zu Ihrer Jahrhundertfeier durch das K. K. Ministerium für Kultus und Unterricht dienen. Wir haben das Bedürfnis, Ihnen gerade in diesen Tagen, in denen unsere ruhmbedeckten Heere, getreu dem Vorbilde unserer Urväter, wieder über die Alpen zur oberitalienischen Tiefebene niedergestiegen sind, zu sagen, daß wir immerdar mit unerschütterlicher Treue, wie im Waffenhandwerk so auch im Friedenswerke der Forschung, Hand in Hand gehen wollen in gemeinsamem Streben nach dem Ausbaue unserer gemeinsamen Kultur.

Wissenschaft und Forschung, stets ein Ruhmestitel unseres Volkes, werden sich in der nahenden Friedenszeit voraussichtlich zu hoher Blüte entwickeln; denn sie finden kein verweicheltes, sondern ein gestähltes Geschlecht für den friedlichen Wettkampf der Forschung bereit. Möge die Senckenbergische Gesellschaft, seit ihrer Gründung eine stets rege Pflegestätte der Naturwissenschaften, gefördert von strebsamen Mitgliedern und teilnehmenden Freunden, immer eine führende Stellung unter den freien naturwissenschaftlichen Vereinigungen Deutschlands einnehmen. Möge sie auch in Zukunft in ihrem Kreise das Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis in großzügiger Weise fördern, als eine Zierde ihrer Vaterstadt und als ein Stolz unseres ganzen Volkes!

Dr. Baron von Nopcsa-Budapest:

Königliche Hoheit! Hoheit!

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Seit König Stephan durch die Annahme der katholischen Religion und des lateinischen Alphabetes den Willen kundgetan hat, ein Reich zu gründen, das sich an Mitteleuropa und nicht an Osteuropa anschließt, zieht sich der Gedanke, daß mitteleuropäische Gesittung nottut, wie ein roter Faden durch die Geschichte Ungarns. Auch das Wort der Reformation, das von Deutschland ausging, drang ostwärts bis nach Ungarn und nicht weiter. Der jetzt tobende Krieg hat die Interessengemeinschaft Deutschlands und Ungarns neuerdings bewiesen. Wieder, wie so oft, waren die Donau und die Karpathen die Grenzen, wo osteuropäische Unkultur und mitteleuropäische Gesittung die Waffen kreuzten. Gemeinsam hielten Deutsche und Ungarn Wacht in den Karpathen, gemeinsam unternahmen sie von dort ihre Siegeszüge nach Süden und nach Osten. Die Donau und die Karpathen sind längst überschritten, die Mächte der Unkultur aus ihren Schlupfwinkeln aufgeschreckt und vernichtet. Diese Erfolge sind für uns Ungarn eine Bürgschaft, daß uns eine lange Periode ruhiger Kulturentwicklung bevorsteht. Infolge der stürmischen Vergangenheit konnten sich bei uns die Naturwissenschaften nicht in dem Maße entwickeln, wie wir wollten. Dies kann sich jetzt ändern. Wo unsere junge Naturwissenschaft anknüpft, ist nicht schwer zu erraten. Deutsche und Ungarn lernten sich erst während dieses Krieges in ausgedehntem Maße kennen; es ist natürlich, wenn sich die auf den Schlachtfeldern erprobte Freundschaft auch auf andere Gebiete ausdehnt. Der heutige Tag bietet die Gelegenheit, auf naturwissenschaftlichem Gebiete diese Annäherung zu bekunden. Von der Königlich Ungarischen Geologischen Reichsanstalt habe ich den Auftrag, der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft anläßlich dieses Jubelfestes eine Adresse zu überreichen, von dem Ungarischen Naturwissenschaftlichen Verein den Auftrag, folgende Botschaft zu verkünden: „Die elftausend Mitglieder des Ungarischen Naturwissenschaftlichen Vereins entbieten der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft ihre Grüße“.

Auf diese mit Begeisterung aufgenommenen Ansprachen erwidert sogleich der I. Direktor:

Die herzlichen Grüße und Glückwünsche der naturforschenden Gesellschaften aus ganz Deutschland, aus Österreich und Ungarn, die Sie uns in so sympathischer Weise überbracht haben, sowie die Begrüßung von Seiten des K. K. Ministeriums für Kultus und Unterricht und der K. Geologischen Reichsanstalt erfüllen uns mit aufrichtiger Dankbarkeit und ganz besonderer Freude. Erkennen wir doch aus ihnen, daß Österreich-Ungarn und Deutschland auch im geistigen Kampf um die höchsten Menschheitsgüter, die Erkenntnis naturwissenschaftlicher Wahrheit, Schulter an Schulter stehen.

Noch eines besonderen Auftrages habe ich mich zu entledigen. Als korrespondierendes Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig, der ältesten unter den Naturforschenden Gesellschaften Deutschlands — sie wird am 2. Januar 1918 auf 175 Jahre wissenschaftlicher Arbeit zurückblicken —, habe ich der Senckenbergischen Gesellschaft Gruß und Glückwunsch zu überbringen. Sie sind in einer künstlerischen Adresse zum Ausdruck gebracht, die ich auf den Tisch des Hauses niederlege. Zugleich ernennt die Naturforschende Gesellschaft zu Danzig, um die freundlichen Beziehungen, die unsere beiden Gesellschaften verbinden, noch inniger zu gestalten, zwei Mitglieder unserer Verwaltung zu korrespondierenden Mitgliedern, die Herren Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ludwig Edinger*) und Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Otto zur Strassen.

Hierauf begrüßt die Versammlung im Namen der naturhistorischen Museen Deutschlands Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Fresenius-Wiesbaden:

Königliche Hoheit! Hoheit!

Hochverehrte Festversammlung!

Im Namen und Auftrage der deutschen naturhistorischen Museen habe ich die Ehre, heute der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft die herzlichsten Glückwünsche zu überbringen. Erschrecken Sie nicht, wenn ich die lange Liste vorlese.

*) Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Edinger ist inzwischen am 26. Januar 1918 verstorben

Es sind die Museen von Altona, Berlin, Bremen, Breslau, Cassel, Cöln, Danzig, Darmstadt, Dresden, Hamburg, Hildesheim, Magdeburg, Mainz, München, Stuttgart und Wiesbaden. Aus diesem Verzeichnis haben Sie ersehen, mit wievielen Schwesternanstalten das hiesige Museum in nahen Beziehungen steht und welch hohen Ansehens sich die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft erfreut. Was sie geleistet hat in den verflossenen hundert Jahren, ist bereits von den Herren Vorrednern geschildert worden. Ich werde deshalb kurz sein.

Getreu dem Namen Senckenberg hat die Gesellschaft ihre Wurzeln gesenkt in alle Erdteile und durch ihre Forschungsreisenden einen Berg von naturwissenschaftlichen Schätzen zusammengebracht. Aber sie hat diese Schätze nicht ungeordnet gelassen; die dazu berufenen Mitglieder und Beamten der Gesellschaft haben sie gesichtet und in mustergiltiger Weise aufgestellt in diesen prächtigen Räumen, die erbaut werden konnten durch die Opferwilligkeit der Bürger Frankfurts.

Als äußeres Zeichen der besonders guten Beziehungen zwischen Wiesbaden und Frankfurt überreiche ich dem hochverdienten I. Direktor Herrn Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Knoblauch das Diplom als Korrespondierendes Ehrenmitglied des Nassauischen Vereins für Naturkunde. Der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft aber rufe ich an der Schwelle des neuen Jahrhunderts nach altem akademischen Brauche zu:

Vivat, crescat, floreat!

Als Vertreter der naturwissenschaftlichen Vereine Frankfurts und der übrigen hiesigen Körperschaften und Institute spricht der Vorsitzende der Dr. Senckenbergischen Stiftungs-Administration, Marine-Oberstabsarzt Geh. Sanitätsrat Dr. Roediger:

Königliche Hoheit! Hoheit!

Exzellenzen!

Meine Damen und Herren!

Die auf der Beilage der Festordnung verzeichneten Vereine, Körperschaften und Anstalten, denen in unserer Stadt die Pflege der Künste, Wissenschaften und der allgemeinen Bildung obliegt, haben sich vereinigt, um Ihnen zu Ihrer Jubelfeier die herzlichsten Glückwünsche darzubringen, und haben, einem alten

Brauche entsprechend, die älteste unter ihnen, die Dr. Senckenbergische Stiftung, beauftragt, der Dolmetscher ihrer Grüße und Wünsche zu sein.

Die Stiftungs-Administration hat diese ehrenvolle Aufgabe um so lieber übernommen, als ihr damit Gelegenheit geboten wird, aufs neue öffentlich zu bekunden, daß unsere Aufgaben und Interessen unlöslich miteinander verbunden sind. War doch Ihre Gesellschaft die erste unter den später entstandenen, die uns half, die großartigen und weitausschauenden Absichten Senckenbergs auszuführen und mit uns die Lasten und Sorgen zu tragen, die für unsere Schultern allein zu groß und zu schwer geworden waren. Uns alle eint der Gedanke Senckenbergs, der Wissenschaft hier einen Tempel zu bauen. Uns eint mit ihm die Liebe zu unserer Vaterstadt, zu deren Bestem er seine Stiftung errichtet hat. — Als man Senckenberg wegen seines Handelns tadelte, ihm riet, er solle sein Geld doch anders verwenden, und ihm sagte, er sei ja schon alt und werde selbst das wenigste von seiner Stiftung erleben, antwortete er mit Vergil: „Carpant mea poma nepotes! Gut, dann mögen sich die Enkel des von mir gepflanzten Obstes erfreuen. Ich wünsche Segen der Vaterstadt und den Nachkommen!“

In seinem Segen wächst sein Werk weiter. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Das erkennen und erleben wir wiederum am heutigen Tag.

Es ist eine eigene Fügung des Schicksals, daß die Jubelfeier Ihrer Gesellschaft nicht, wie wir alle wohl erwarteten, in die Friedenszeit fiel, deren wir uns Jahrzehnte lang zu erfreuen hatten, sondern in eine Zeit, in der der Neid und die Mißgunst unserer Feinde die mächtigen Fortschritte unserer Kultur hemmen und zerstören wollen. Wir sind voll Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang unserer guten und gerechten Sache; aber auch nach den Erfahrungen der Geschichte unserer eigenen Bestrebungen dürfen wir voll froher Zuversicht sein.

Im siebenjährigen Krieg, während Frankfurt vier Jahre lang die schweren Lasten einer Fremdherrschaft durch die französische Besetzung zu tragen hatte, reifte bei Senckenberg der Plan zu seiner großartigen Stiftung. Er setzte, wie viele seiner Mitbürger, unter diesen auch das Goethesche Haus, sein festes Vertrauen auf den Erfolg des großen Königs Friedrich, dessen begeisterter Verehrer er war, und genau sechs Monate

nach dem Friedensschluß zu Hubertusburg hat er seine Stiftung errichtet und deren Ausbau begonnen.

Auch jene schwere Zeit, die 1792 in der Champagne anhub und 1815 bei Belle-Alliance endete, vermochte, obwohl sie schwere Wunden geschlagen hatte, den Mut und die Tatkraft unserer Stadt nicht zu lähmen. Der wiedererlangte Frieden brachte in Frankfurt das künstlerische und wissenschaftliche Leben zu neuer Blüte. Auf dem Boden der Senckenbergischen Stiftung entstanden die Polytechnische Gesellschaft, auf die Anregungen Goethes hin Ihre Naturforschende Gesellschaft und in der Folge daran anschließend eine Reihe anderer. Das Beispiel und Vorbild Senckenbergs ließ das Städelsche Kunstinstitut entstehen.

Und jetzt, noch mitten im Kriege, rüsten Sie schon zu neuer tatkräftiger Arbeit, die ansetzen soll, wenn der Krieg beendet sein wird. Möge die kommende Zeit des Friedens, den wir nach dem Weltbrand unserer Tage erwarten, den Zeiten nach jenen Kriegen gleichen! Dann wird wieder Mars seine Herrschaft an Minerva abtreten, und Kunst, Wissenschaft und soziale Arbeit werden sich die Hände reichen, um, wie Goethe uns mahnte, die Spuren ungeheurerer Übel auszulöschen, und der Geist Senckenbergs und Goethes, Ihrer beiden großen Paten, wird Ihnen und uns allen dann als leuchtender Führer voranschreiten.

Ich habe Ihnen im Auftrage der von mir vertretenen Vereine folgende Ehrungen bekannt zu geben, welche sie zur heutigen Jubelfeier beschlossen haben:

Der Frankfurter Kunstverein hat eine Preismedaille zur Erinnerung an den verdienstvollen Begründer der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft Philipp Jakob Cretzschmar gestiftet.

Der Verein für Geographie und Statistik hat Herrn Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. August Knoblauch, Herrn Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. Otto zur Strassen und den derzeitigen Vorsitzenden der Dr. Senckenbergischen Stiftung zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Die Frankfurter Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hat den drei eben genannten Herren die gleiche Ehrung erwiesen.

Die Administration der Dr. Senckenbergischen Stiftung widmet Ihnen das Bild ihres derzeitigen Vorsitzenden.

Das nachstehende Verzeichnis der von Geh. Sanitätsrat Dr. Roediger vertretenen 46 Frankfurter Körperschaften, Museen und Bibliotheken hat der Festordnung beigegeben:

Administration der Dr. Senckenbergischen Stiftung	Elektrotechnische Gesellschaft
Physikalischer Verein, Vorstand und Dozentenkollegium	Frankfurter Verein für Luftfahrt
Ärztlicher Verein	Deutsche Kolonialgesellschaft Abteil. Frankfurt a. M.
Verein für Geographie und Statistik	Städtisches Historisches Museum
Polytechnische Gesellschaft	Verein für das Historische Museum
Zahnärztlicher Verein	Deutsche Orientgesellschaft
Zoologischer Garten	Freies Deutsches Hochstift
Verein für Naturwissenschaftliche Unterhaltung	Frankfurter Goethemuseum
Vereinigung für Vogelschutz und Vogelliebbaberei	Städelsches Kunstinstitut
Biologische Gesellschaft für Aquarien- und Terrarienkunde	Frankfurter Kunstverein
Lepidopterologischer Verein	Frankfurter Künstlergesellschaft
International. Entomologischer Verein	Kunstgewerbemuseum
Verein zum Schutze der Tiere	Kaufmännischer Verein
Deutscher und Österreichischer Alpenverein Sektion Frankfurt a. M.	Frankfurter Architekten- und Ingenieur-Verein
Palmengartengesellschaft	Bezirksverein Frankfurt a. M. des Verbandes Deutscher Dipl.-Ingenieure
Gartenbaugesellschaft	Rhein-Mainischer Verband für Volksbildung
Frankfurter Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte	Ausschuß für Volksvorlesungen
Verein für Geschichte und Altertums-kunde	Verein für Verbreitung von Volksbildung
Frankfurter Verband für Volkskunde	Institut für Gemeinwohl
Städtisches Völkermuseum	Städtisches Schulmuseum
Verein für das Völkermuseum	Soziales Museum
Chemische Gesellschaft	Freiherrlich-Carl-von-Rothschild'sche öffentliche Bibliothek
	Freibibliothek und Lesehallen
	Volksbibliothek

Herzliche Grüße der hiesigen Schulen und Lehrervereine überbringt der Obmann der Frankfurter Direktoren-Vereinigung Geh. Studienrat Dr. Horn:

Hochansehnliche Festversammlung!

Ich komme als letzter in der Reihe der Glückwünschenden, aber hinter mir steht die deutsche Jugend und die Jugend hat die Zukunft. Ich spreche im Namen der Schulen, der Lehrer- und Lehrerinnen-Vereine und des Frankfurter Realschulmännervereins. Die Frankfurter Schulen haben von Anfang an in inniger Beziehung zur Senckenbergischen Naturforschenden

Gesellschaft gestanden. Sie haben, hochverehrter Herr Vorsitzender, unseren Schülern und Schülerinnen Ihre reichen Mittel zur Verfügung gestellt, um die Natur zu beobachten und damit ihre Heimat kennen und lieben zu lernen. Aber auch unsere Lehrer verdanken Ihnen viel: sie konnten teilnehmen an Ihren Arbeiten, Sie haben ihnen Ihre Arbeitsräume zur Verfügung gestellt; und wer in unserem Berufe steht und die Aufgabe hat, das Gold der Wissenschaft umzuwechseln in kleine Scheidemünze, der kann den Vorteil begreifen, der darin besteht, daß die Lehrer hier auf dem Boden der Wissenschaft neue Kraft und neues Wissen fanden. Aber auch als Lehrende und in Ihrer Verwaltung sind unsere Lehrer tätig gewesen; ich nenne von Lebenden: Reichenbach, Sack, Schauf, von den Verstorbenen: Blum, Boettger und Kinkelin. Haben Sie herzlichen Dank für alles, was Sie uns erwiesen haben! Ich denke, einen Teil davon haben wir Ihnen wieder zurückgegeben.

Man hat das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Naturwissenschaften genannt, nicht bloß in erkenntnistheoretischer, sondern auch in praktischer Beziehung; ohne sie wäre der wirtschaftliche Aufschwung des deutschen Volkes und das Durchhalten in dem grausigsten aller Kriege nicht denkbar. Aber auch sonst brauchen wir Lehrer die Naturwissenschaften. In den letzten Jahren hat uns eine Frage viel beschäftigt: die Frage der geschlechtlichen Aufklärung. Sie kann nur gelöst werden in inniger Verbindung mit der Naturwissenschaft, die uns den richtigen Weg zu ihrer Lösung zeigt. Daß Sittlichkeit und Naturwissenschaft keine unüberbrückbaren Gegensätze sind, haben wir heute gehört. Auch zwischen Natur und Religion besteht kein Gegensatz. Freilich, es gab eine Zeit, wo die Kirche es als einen Abfall betrachtete, wenn sich jemand den Naturwissenschaften ergab. Die Zeiten sind vorüber, und ich möchte heute mit Umänderung eines Bibelwortes allen zurufen: „Suchet in der Natur, denn sie ist es, die von Gott zeugt.“ Wir haben eine ganze Reihe von Naturforschern von der ältesten bis zur neuesten Zeit, die behaupten, daß das Studium der Natur mit Notwendigkeit zur Annahme einer Gottheit führt. Ohne Gott aber können wir in der Erziehung der Jugend nicht auskommen, und auch aus diesem Grunde begrüßen wir Lehrer die enge Verbindung der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft mit den Schulen aufs freundlichste und wünschen, daß die innigen Be-

ziehungen zwischen den Frankfurter Schulen und der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft auch weiter fort dauern mögen zum Heil unserer Jugend und damit auch unseres Volkes und unseres Vaterlandes.

An Stelle des dienstlich verhinderten Majors Geh. Regierungsrat Dr. von Weinberg tritt Marine-Oberstabsarzt Geh. Sanitätsrat Dr. Roediger nochmals die Rednerbühne:

In Vertretung des Herrn Geh. Regierungsrates Dr. von Weinberg, der in letzter Stunde am Erscheinen verhindert wurde, habe ich der Gesellschaft von drei Jubiläumsgaben Mitteilung zu machen, die von Mitgliedern der Gesellschaft dargebracht werden. Zunächst eine Schenkung von Anteilscheinen. Als der zunehmende Umfang der Sammlungen uns zwang, einen Erweiterungsbau des Museums vorzunehmen, zu dem die Mittel der Gesellschaft nicht ausreichten, haben uns im Jahre 1914 Mitglieder, Freunde und Gönner ein unverzinsliches Darlehen zur Verfügung gestellt. Von den zu diesem Zwecke ausgegebenen Schuldscheinen gelang es einigen Mitgliedern, eine namhafte Anzahl, im Gesamtbetrag von 186 000 Mark, zusammenzubringen, welche die Besitzer der Gesellschaft als Jubiläumsgabe zum Geschenk machen. Ferner sind von Freunden und Gönnern der Gesellschaft 55 000 Mark geschenkt worden, die hoffentlich noch vermehrt werden, um weitere noch ausstehende Anteilscheine zurückkaufen zu können.

Schließlich habe ich Ihnen mitzuteilen, daß eine Anzahl Freunde und Verehrer unseres derzeitigen I. Direktors Herrn Geheimrat Prof. Dr. Knoblauch in Anerkennung und Würdigung seiner außergewöhnlichen Verdienste um die Gesellschaft während der 25 Jahre seiner Tätigkeit sein Bild, in Tempera-farben von der Künstlerhand Fräulein Ottilie Roedersteins gemalt, für das Sitzungszimmer gestiftet hat.

Zum Schlusse nimmt der I. Direktor wieder das Wort:

Hochgeehrte Herren!

Überwältigend für uns ist die große Zahl glänzender Vertretungen, die befreundete wissenschaftliche Körperschaften, Museen und Institute, Lehrerschaft und Schulen hierher gesandt

haben, überwältigend die Fülle von Grüßen und Wünschen, die Sie uns darbringen. Wir bitten Sie allesamt, unseren herzlichen und aufrichtigen Dank entgegenzunehmen; denn es ist uns ganz unmöglich, in dieser festlichen Stunde im einzelnen den Dank, wie wir ihn warm im Herzen empfinden, Ihnen auszusprechen!

Nur an den Frankfurter Kunstverein noch einige Worte zu richten, sei mir erlaubt:

Meine Herren vom Vorstand des Kunstvereins! Sie wollen eine Denkmünze zu Ehren Philipp Jakob Cretzschmars prägen lassen. Sie erfüllen damit einen Wunsch, den ich lange gehegt. Denn Cretzschmars Name ist vergessen; dem stillen Forscher pflegt die Nachwelt keine Denkmäler zu errichten. Der Pfarrerssohn aus dem benachbarten Reichsdorf Sulzbach am Taunus, er ist der Urheber der Gründung unserer Gesellschaft gewesen. Die napoleonischen Kriege haben ihn in der ganzen Welt herumgeworfen, bis er 1815 als Arzt eines Feldlazarets nach Frankfurt zurückkam und im folgenden Jahre den anatomischen Unterricht am Medizinischen Institut der Dr. Senckenbergischen Stiftung aufnahm. Und wenn wir heute auf die erfolgreiche Arbeit eines Jahrhunderts zurückblicken dürfen, so verdanken wir dies Philipp Jakob Cretzschmar, der uns in den ersten Satzungen der Gesellschaft die Wege der freien unabhängigen Forschung gewiesen hat, die wir niemals verlassen werden! Ihre Festgabe, meine Herren, wird das Andenken dieses seltenen Mannes von neuem wachrufen und dauernd lebendig erhalten.

Auch Ihnen allen, verehrte Mitglieder unserer Gesellschaft, meine Damen und Herren, Ihnen allen aufrichtigen Dank für die Gaben, die Sie uns durch Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Roediger zum heutigen Tage dargebracht haben! Sie haben durch Erlassung unserer Schuld und durch hochherzige Spendung ansehnlicher Mittel eine große Sorge von uns genommen. Bewahren Sie uns Ihr förderndes Interesse auch im neuen Jahrhundert! Auf Ihren Schultern ruht unsere Gesellschaft; Ihrer treuen Fürsorge und Mitarbeit bedarf sie jetzt und immerdar!

Und auch mich selbst haben Freunde aus dem Kreis unserer Verwaltung zu größtem Dank verpflichtet, indem sie der Gesellschaft mein Bild gewidmet haben. Der Magistrat hat mich durch die »Ehrengabe der Stadt Frankfurt a. M.«, der Verein für Geographie und Statistik und die Frankfurter Gesellschaft

für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte haben mich durch Ernennung zum Ehrenmitglied, der Nassauische Verein für Naturkunde zu Wiesbaden durch die Korrespondierende Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet. Auch hierfür aufrichtigsten Dank! Mein Bestreben war es seit 25 Jahren, meiner Vaterstadt, der Senckenbergischen Gesellschaft und der Wissenschaft treu zu dienen. Ich werde es auch weiter tun!

Als Zeichen unseres tiefgefühlten Dankes für alle Förderung, die unsere Gesellschaft durch die Königliche Regierung, die gesamte Bürgerschaft Frankfurts und die Administration der Dr. Senckenbergischen Stiftung empfangen, für alle Anregung, die sie den Gelehrtenkreisen der ganzen Welt verdankt, und als Zeichen der Anerkennung für hochherzige Förderung naturwissenschaftlicher Forschung, Vermehrung unserer Sammlungen und treue Mitarbeit im Museum hat unsere Verwaltung beschlossen, mit den ihr zu Gebote stehenden Auszeichnungen eine Anzahl verdienter Männer und Frauen zu ehren und dies heute in dieser festlichen Stunde zu verkünden.

Es werden ernannt

zum Außerordentlichen Ehrenmitglied:

Der Königliche Staatsminister und Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten Herr Dr. Friedrich Schmidt in Berlin,

Der Königliche Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau Herr Staatsminister Dr. von Trott zu Solz in Cassel,

Der Königliche Regierungspräsident Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Herr Dr. Wilhelm von Meister in Wiesbaden und der Vorsitzende der Administration der Dr. Senckenbergischen Stiftung Herr Geh. Sanitätsrat Dr. Ernst Roediger.

Zum Korrespondierenden Ehrenmitglied werden ernannt:

Seine Majestät Ferdinand I., Zar der Bulgaren, hochverdient durch Seine eigenen Forschungen auf den Gebieten der wissenschaftlichen Ornithologie, Schmetterlingskunde und Botanik, und außerdem

Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto Bütschli in Heidelberg, Herr Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Emil Gasser in Marburg und Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Simon Schwendener

in Berlin, die alle drei fast 45 Jahre lang unserer Gesellschaft als Korrespondierende Mitglieder angehören.

Es werden weiterhin ernannt zu Korrespondierenden Mitgliedern:

Herr Prof. Dr. Othenio Abel in Wien,
Herr Geh. Bergrat Prof. Dr. Wilhelm Branca in Berlin,
Herr Prof. Dr. Gustav Brandes in Dresden,
Herr Geh. Bergrat Prof. Dr. Reinhard Brauns in Bonn,
Herr Prof. Dr. Karl Escherich in München,
Herr Major Forstrat Dr. Georg Escherich, Chef der Kaiserlich
Deutschen Militär-Forstverwaltung in Bialowies,
Herr Prof. Dr. Walter Gebhardt in Halle,
Herr Prof. Dr. Paul Gisevius in Gießen,
Herr Prof. Dr. Ludwig Heck in Berlin,
Herr Dr. Karl Hellmayr in München,
Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Georg Klebs in Heidelberg,
Herr Prof. Dr. Lakowitz in Danzig,
Herr Prof. Dr. Ludwig Milch in Breslau,
Herr Prof. Dr. Hans Molisch in Wien,
Herr Prof. Dr. Hans Philipp in Greifswald,
Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Fritz Rinne in Leipzig und
Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Wilhelm Salomon in Heidelberg,

zu Arbeitenden Mitgliedern:

Herr Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Albrecht Bethe,
Herr Prof. Dr. Ernst Göppert und
Herr Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Wilhelm Kollé.

Und schließlich werden ernannt zu Mitarbeiterinnen:

Fräulein Clara Burgheim,
Fräulein Berta Groß,
Fräulein Maria Kaysser,
Frau Hedwig Löw Beer, geb. Marx,
Frau Emma Richter, geb. Hüther,
Frau Julie Rolfes, geb. von Sachs, und
Fräulein Bertha Türk,

zu Mitarbeitern:

Herr Ernst Cnyrim und
Herr Adolf Müller.

Zur bleibenden Erinnerung an den heutigen Tag hat die Verwaltung eine eiserne Denkmünze mit dem Bildnis Senckenbergs gießen lassen, ein Meisterstück des Herrn Prof. Fritz Klimsch in Charlottenburg. Diese Denkmünze unserer Jahrhundertfeier verleiht die Direktion in dankbarer Würdigung ausgezeichneten Verdienste unseren Mitgliedern:

Seiner Hoheit Prinz Friedrich Karl von Hessen, Karoline Freifrau von Erlanger, geb. Freiin von Bernus, in Nieder-Ingelheim, hochverdient um unser Museum durch reiche Schenkungen aus den wertvollen Sammlungen ihres Sohnes Carlo von Erlanger, des allzu früh verstorbenen Erforschers der nordafrikanischen Vogelwelt*),

Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Robert Fridberg, I. Direktor der Senckenbergischen Gesellschaft in den Jahren 1881/82 und 1885/86,

Herrn Rudolf von Goldschmidt-Rothschild, dem Schenker zahlreicher, zumeist auf seinen Jagdausflügen in das nördliche Eismeer, nach Alaska und Ostafrika erbeuteter Säugetiere und Vögel,

Herrn Arthur von Gwinner, M. d. H. in Berlin, dem großherzigen Mehrer unserer mineralogischen und paläontologischen Sammlungen und treuen Berater der Gesellschaft in mancherlei wirtschaftlichen Fragen,

Herrn Dr. August Jassoy, I. Direktor in den Jahren 1905/06 und 1917,

Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Wilhelm Loretz, I. Direktor in den Jahren 1887/88,

Herrn Dr. Alfred Lotichius, dem Sektionär unserer Säugetiersammlung, die seiner Freigebigkeit ebenso zahlreiche wie wertvolle Zuwendungen verdankt, Stifter unseres Säbeltigers,

Herrn Dr. Oscar Löw Beer, dem weitblickenden Errichter unserer Stiftung zur biochemischen Erforschung der bösartigen Geschwülste und Schenker eines reichen Materials, besonders wirbelloser Tiere, die er auf seinen Reisen an der Adria und in Indien gesammelt hat,

Herrn Dr. Hugo Merton in Heidelberg, der im Auftrag unserer Gesellschaft in den Jahren 1907 und 1908 eine zoologische

*) Freifrau v. Erlanger ist inzwischen am 31. Juli 1918 verstorben

Forschungsreise nach dem Malaiischen Archipel unternommen, seine reiche Sammelausbeute, vorwiegend an niederen Tieren, unserem Museum überwiesen und in unseren Abhandlungen ein mehrbändiges Werk über die wertvollen Ergebnisse seiner Reise veröffentlicht hat,

Herrn Albert von Metzler, M. d. H., dem II. Vorsitzenden der Administration der Dr. Senckenbergischen Stiftung, unserem hochverdienten Kassierer seit 1878,

Herrn Kommerzienrat Robert de Neufville, dem Sektionär unserer Vogelsammlung, um deren Vermehrung und Katalogisierung er sich bleibende Verdienste erworben hat,

Herrn Geh. Kommerzienrat Richard von Passavant-Gontard, Senator der Kaiser-Wilhelm-Stiftung und Präsident der Handelskammer, der die II. Innerafrika-Expedition Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg und die Tendaguru-Expedition zur Erforschung afrikanischer Dinosaurier-Reste aufs tatkräftigste gefördert hat und dessen Einfluß wir es danken, daß dem Senckenbergischen Museum äußerst wertvolle Sammlungen von beiden Expeditionen zugeflossen sind und in Aussicht stehen,

Herrn Prof. Dr. Theodor Petersen, I. Direktor in den Jahren 1877/78,

Herrn Prof. Dr. Heinrich Reichenbach, unserem außerordentlichen Ehrenmitglied, dem hochverdienten früheren Sektionär und Dozenten für Zoologie und vergleichende Anatomie,

Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Johannes Justus Rein in Bonn, unserem korrespondierenden Ehrenmitglied, I. Direktor in den Jahren 1868 bis 1870*),

Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Ernst Roediger, I. Direktor in den Jahren 1909/10, dem Vorsitzenden der Administration der Dr. Senckenbergischen Stiftung,

Herrn Prof. Dr. Wilhelm Schauf, dem hochverdienten Sektionär und früheren Dozenten für Mineralogie,

Frau Maria Sondheim, geb. Kolßmann, unserer unermüdlichen Sektionärin für vergleichende Anatomie und Leiterin der zoologischen Jugendkurse, seit Kriegsbeginn mit doppelter Arbeitsfreudigkeit und vorbildlicher Pflichttreue ihres Amtes waltend.

*) Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rein ist inzwischen am 23. Januar 1918 verstorben

Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Otto zur Strassen, dem bewährten Direktor unseres Museums und eigentlichen Schöpfer desselben in seiner jetzigen Gestalt, und

Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Arthur von Weinberg, I. Direktor in den Jahren 1913/14, dem freigebigen und hochherzigen Förderer aller Abteilungen des Museums, dem Schenker unserer Gorillafamilie, unseres Trachodon und anderer Kostbarkeiten.

Und schließlich überreicht die Verwaltung in aufrichtiger, herzlicher Dankbarkeit für langjährige Dienste und treueste Pflichterfüllung als Ehrengabe:

dem Präparator Herrn August Koch »Brehms Tierleben«, 4. Auflage, 13 Bände,

und der Vorsteherin unseres Geschäftszimmers Fräulein Maria Pixis eine goldene Armbanduhr.

Hochansehnliche Versammlung!

Das neue Jahrhundert stellt neue große Anforderungen an unsere Gesellschaft. Was der blutige Krieg an Kulturwerten vernichtet hat, das gilt es, in kommenden Friedenszeiten wieder aufzubauen! Es gilt, zwischen den Völkern, die jetzt im grimmigsten Kampfe gegeneinanderstehen, das zerrissene Band zielbewußter gemeinsamer Arbeit von neuem zu knüpfen! Es gilt, im friedlichen Wettstreit naturwissenschaftlicher Forschung rastlos voranzuschreiten auf dem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit!

Wie sich im kommenden Jahrhundert die Zukunft unseres teuren Vaterlandes auch immer gestalten möge, die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft wird stets — wir geloben es in dieser feierlichen Stunde — treu und ehrlich bestrebt sein, an dem Erreichen dieser höchsten Ziele mitzuarbeiten zum Ruhme Frankfurts und zur Ehre des deutschen Namens!

Mit dem Vortrag des stimmungsvollen Liedes „Eintracht und Liebe“ von Fried. Ferd. Flemming, nach dem „Integer vitae“, durch den Sängerkhor des Lehrervereins findet die akademische Feier kurz nach 1½ Uhr einen würdigen Abschluß:

„Eintracht und Liebe halten uns zusammen.
Wie auch im Wechsel steigt und fällt das Leben,
Aufwärts die Blicke! Kräftigt euer Streben,
Wahret die Flammen!“

„Rastlos und fröhlich treiben unsre Blüten.
Wenn schon der Jugend Sterne abwärts zogen,
Winken sie freundlich doch von fernen Bogen
Ruhe und Frieden.“

Nachdem der Männergesang verklungen, intoniert die Garnisonkapelle

„Deutschland, Deutschland über alles“.



Götter-Paradiesvogel